D. Martin Luthers
Bedeutung für die deutsche Literatur

Ein Vortrag zum Reformations-Jubiläum

gehalten von

Gustav Roethe.



Berlin
Weidmannsche Buchhandlung
1918







D. Martin Luthers Bedeutung für die deutsche Literatur

Ein Vortrag zum Reformations-Jubiläum

gehalten von

Gustav Roethe.



Berlin
Weidmannsche Buchhandlung
1918

Die nachfolgenden Ausführungen beruhen auf Vorträgen, die ich in verschiedener Gestalt aus Anlaß der Reformationsfeier in Hamburg, Nordhausen und Berlin gehalten habe. Diese Vorträge waren ursprünglich nicht für den Druck bestimmt. Erst die ernsten politischen Ereignisse, die gerade zur Zeit des Jubiläumstages sich abspielten, haben mich veranlaßt, in den letzten Stunden dieses Gedenkjahres niederzuschreiben, was ich damals gesprochen hatte. Auch Luther gehört gleich Goethe und Bismarck zu den Schutzgeistern des deutschen Volkes, deren Bild nicht nachdrücklich genug beschworen werden kann, auf daß wir die innere Genesung finden.

31. Dezember 1917. G. R.

Zum vierten Mal begeht das deutsche Volk das Jahrhundertfest der Reformation, der großen religiösen Tat, durch die germanischer Geist wie nie zuvor die innere Führung der Welt übernimmt; und tiefer denn je fühlen wir in dieser schicksalsschweren Zeit, was uns Luthers Heldentum bis zu dieser Stunde bedeutet hat und weiter bedeuten wird. Die früheren Jubiläumsfeiern und -stimmungen zeigten ein ander Gesicht. Zwar 1617, unmittelbar vor dem Ausbruch des furchtbarsten Religionskrieges, da feierten die Festspiele des Gedenktages, wie Kielmann, Rinckhart, Hirtzwig sie dem teuren Gottesmanne weihten, in zuversichtlicher Kampfesstimmung das auserwählte Rüstzeug Gottes, den eislebischen christlichen Ritter, und seinen siegreichen Triumph über den Tetzelskram und über den römischen Antichrist, dessen Allherrschaft noch nicht vergessen war. Aber als Luthers Geburts- und Thesentag sein zweites Jahrhundert erreichte, da hatte man des Religionsgezänkes genug und übergenug; es waren nicht die Schlechtesten — selbst Leibniz verweilte bei dem Gedanken —, die es in müder Flauheit für denkbar hielten, die christlichen Bekenntnisse unter der sanften Obergewalt des Papstes mit Duldung und Nachgiebigkeit zu einer freien Einheit zusammen zu fügen. Und wiederum nach 100 Jahren, da weiß man sich hier im selbstgefälligen Hochgefühl der Aufklärung, dort im berechtigten Bewußtsein des geistigen Hochstandes, den die deutsche Kultur erreicht hat, der Errungenschaften der Reformation so sicher, daß man des Reformators selbst fast meinte vergessen zu dürfen. Dem staubaufwirbelnden, lärmenden und schwärmenden Wartburgfest von 1817 war Luthers Name höchstens Symbol und Schlagwort. Aber auch für Goethe trat seine Persönlichkeit so unbillig hinter der zuversichtlichen Würdigung seines Werkes zurück, daß die Reformationskantate, die er plante, für den Wittenberger Doktor in Person keinen Platz bot. Trotz den katholisierenden Anzeichen, die in der Romantik

drohend hoch schwollen, schien das Absterben des Papsttums, zumal in Deutschland, nur eine Frage kurzer Zeit; war Luthers Weltanschauung nicht „aller Deutschen Sache"? Nun und nimmer hätte man damals für möglich gehalten, daß es dem welschen Pabst wieder 100 Jahre später gelingen könnte, die Haltung einer großen deutschen Partei in entscheidenden deutschen Fragen verhängnisvoll mitzubestimmen.

Wie erfrischend weht uns heute die stählende Kampfesluft an, in der der tapfere Reformator, faulem Frieden, matter Schlaffheit, weichem Selbsttrug immer abhold, ausgeharrt hat bis zum Ende! Mag die offizielle Feier unserer Tage auch mager genug ausgefallen sein, in unsern Herzen ward das Bild des gewaltigen Deutschen lebendiger als seit Jahrhunderten. Heute, in der großen Not und Erhebung des deutschen Volkes, steht Luther wieder vor uns als das hinreißende Vorbild des nie wankenden, nie zagenden, im Vertrauen zur guten Sache unerschüttert durchhaltenden Gottesstreiters; als der schöpferische Geist, der uns jene deutsche Freiheit erobert hat, die unsere Gegner so gar nicht verstehen; als der echte Deutsche, der uns den deutschen Drang zu Wahrheit und Aufrichtigkeit, die tiefe Gewalt und Wärme der deutschen Seele in vertrautem Bilde verkörpert; der entscheidende sittliche und geistige Befreier seines Volkes, das er aus dem internationalen Gesamtleben des Mittelalters erst zur vollen Entfaltung seiner eigentümlichen Art geleitet hat. Erst mit Luther setzt jene Entwicklung ein, die, ohne an der Grenzscheide des Protestantismus Halt zu machen, allmählich allen Deutschen das Bewußtsein ihres besonderen Wesens gebracht hat. Natur, Wille, Innerlichkeit, Treue, Reichtum deutschen Geistes, das alles kündet uns der eine Name Luther. Wir müssen schon bis zu Bismarck weiterschreiten, um seinesgleichen in deutscher Geschichte zu finden, bis zu der willensmächtigen Naturkraft und genialen Weisheit des ersten Reichskanzlers, dem Luther auch körperlich in manchem geglichen haben mag. Wird ihm doch nachgesagt, daß er in dem unscharfen, fast schwammigen Gesicht dämonische Löwen-

augen trug, blitzernd und zwitzernd wie ein Stern, daß man sie kaum anschauen mochte; dem römischen Legaten, der den großen Ketzer im eigenen Hause aufsuchte, funkelten sie erschreckend entgegen wie die Augen eines Besessenen. Und auch der aufrechte Gang, „so daß er mehr hinter sich denn fürder sich neigte,“ die steife, wir würden heute sagen, militärische Haltung scheint er mit Bismarck geteilt zu haben. Ihr köstlichstes Gemeingut war doch jene unverwüstliche germanische Ur- und Naturkraft, die wie aus den Tiefen deutscher Muttererde immer neue ursprüngliche Gewalten heraufbeschwört.

Solche elementare Selbstverjüngung vollzieht sich wohl unter Frühlingsgewittern; sie zeigt herbe, rauhe, selbst wilde Züge, die Westeuropas ältliche Zivilisation als barbarisch verschreien mag und die sie schon zu Luthers Zeiten so gescholten hat. Luther weiß erbauliche Anekdötchen davon zu erzählen, wie die Welschen den deutschen Bestien und barbari, deren arglosen Respekt sie so gut auszunutzen wußten, ihre Verachtung bezeugten. Ihm hat dies hochmütige Gegeifer wenig Kummer gemacht; nur gab es schon ihm den Anlaß, seine lieben Deutschen zu stolzerem Bewußtsein des eignen Werts zu mahnen und sie ganz humanistisch daran zu erinnern, daß sie in allen Historien als „von edler Natur, beständig und treu“ vor andern Völkern anerkannt seien. Den internationalen Versuchungen, die heute wieder eine unheilvolle Macht über deutsche Geister und Herzen gewonnen haben, die aber schon damals das aufwärts kämpfende Deutschland beirrten, hat er starken Rückgrats Widerstand geleistet. Seit er zur Klarheit gelangt war, täuschte er sich nicht mehr darüber, daß der wohlwollende Papst kaum weniger zu fürchten sei als der übelwollende; gegen die sozialistischen Schwarmgeister hat er ebenso Front gemacht wie gegen die internationale Hochfinanz, die sich ihm in dem Namen „Fugger“ verkörperte, den er sogar appellativisch verwendet, während ihm am Juden mehr der Kleinwucher haftet. Wo deutscher Nation innere Gefahr droht, da bewährt er Goethes Wort: „Der Prediger steht zur Wache.“

Als „der Deutschen Prophet" sucht er überall seiner lieben Deutschen Heil und Seligkeit, und er weiß, daß man das Wort Gottes in zweierlei Weise brauche, als Brot und Schwert, zu speisen und zu streiten, zu Friedens- und zu Kriegszeiten. Nicht umsonst hat Doktor Martin auch des Ritter Jörg Harnisch und Waffe getragen. Noch heute hält er als kraftvoller Mitstreiter unsere Reihen zusammen gegen Deutschlands äußere und innere Gefahr.

Und doch würden wir gegen Luthers eigenste Überzeugung verstoßen, wenn wir ihn zum bewußten Träger des nationalen Gedankens machen wollten. Der Reformator wollte eine christliche, nicht eine deutsche Kirche schaffen; erst der Erfolg, nicht sein Wille, hat sein Werk auf die germanische Welt beschränkt, in der er allein den rechten Widerhall fand. Der deutsche Gedanke reifte zu begeisternder Klarheit nicht in Luther, sondern in dem Humanismus, dessen langsam aufsteigende ästhetische Volkserziehung durch Luther vielmehr gewalttätig gestört, wenn auch nicht zerstört ward. Auch hier hat Goethes Auge hell gesehen. Er vergleicht die Reformation in diesem Sinne mit der französischen Revolution:

> Was das Luthertum war, ist jetzt das Franztum in diesen letzten Tagen: es drängt ruhige Bildung zurück.

Gewiß, Luther war viel zu sehr Schöpfer, als daß er zum Revolutionär getaugt hätte; er hat sich zeitlebens nur schwer und mit Herzensnot von alten Autoritäten und Bräuchen getrennt; er wollte durchaus nicht, daß die zahlenmäßige Mehrheit der Masse, daß Herr Omnes regiere; die Aufrührer, die den Pöbel gegen Obrigkeit und Eigentum hetzten, sind ihm stets Teufelskinder gewesen. Aber ganz Unrecht hatte Goethe nicht. Schon daß Luthers fortreißende Stimme das ganze Volk einlud, in dem Streit der Theologen mit zu tagen, trug ein revolutionierendes Element in sich. Und für die feine formal-geistige Schulung der Deutschen, die der Humanismus auf den Wegen der Alten zunächst im Engeren anzubahnen suchte, hatte der Wittenberger Professor weder das Verständnis noch die Geduld. Die Huma-

nistenbildung war ganz einseitig auf die Form eingestellt: und doch hat sie in Conrad Celtes, Eobanus Hessus, Crotus Rubeanus künstlerische Leistungen von hohem Werte geschaffen, in Reuchlin und mittelbar auch in Copernikus wissenschaftliche Früchte von großer Bedeutung erzielt, in Erasmus einen ungewöhnlichen Hochstand geistiger Klarheit und weltläufiger Leichtigkeit erklommen, vor allem aber in Wimpheling, Hutten und vielen Anderen einen heißen nationalen Eifer entfacht, kein Strohfeuer, sondern eine dauernd leuchtende und wärmende Glut, die noch heute in uns fortlebt. Die neu gefundenen Bücher des Tacitus, aus denen Germania ihre eigene große Vergangenheit, ihren nationalen Helden Arminius kennen lernt, steigern das deutsche Selbstgefühl leidenschaftlich, so daß Althamers humanistischer Tacituscommentar von der Besorgnis des Papstes gar auf den Index gesetzt wird. Und daß Deutschland auch mit geistigen Waffen Italien, ja der romanischen Welt, eine Varusschlacht zu liefern berufen sei, dieser Ehrgeiz schwellt den jungen Humanisten die Adern: durch Jahrhunderte hat Frischlins prächtiger „Julius redivivus“ fortgelebt, der in frohgemuten lateinischen Versen die Erfinder des Buchdrucks und des Schießpulvers weit vorne an der Spitze der Kultur marschieren sah. Eine enthusiastische Diesseitigkeit durchstrahlt den deutschen Humanismus, der sich das Spiel des Lebens so heiter malt. Aber freilich: diese verheißungsvolle Frührenaissance schloß sich esoterisch vornehm in der geistigen Aristokratie der Lateingelehrten ab, schwelgte formalistisch in der Pflege des reinen und eleganten Lateins: noch liegt es ihr fern, ihre Werbekraft ins Weite und Breite zu tragen; ja, die Fortpflanzung der neuen Wissenschaft ins Volk hinein wäre ihr zunächst wie Entweihung erschienen.

Auch Luther blieb vom humanistischen Geiste nicht unberührt. Der Originaltext des griechischen neuen Testaments, den Erasmus kritisch herausgab, schob auch für ihn die Vulgata zurück, die lateinische Übersetzung des heiligen Hieronymus, mit der sich das Mittelalter begnügt hatte: erst dieser Humanistentext gab Luther das Gefühl, daß er wirk-

lich aus den heiligen Quellen schöpfe. Und die deutsche, die antiwelsche Tendenz des Humanismus schmettert uns herzerfrischend aus den angriffsfrohen Posaunenstößen entgegen, mit denen Luther in dem berühmten Einschub der Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation“ die drei papiernen und ströhernen Mauern der Romanisten umbläst, zu deren vergilischer Dreiheit ihm die römischen Triaden des Huttenschen „Vadiscus“ vielleicht die literarische Anregung gaben. Aber dieser humanistische Einschlag reicht nicht in den Kern Lutherschen Wesens. Für das Aristokratische und das Ästhetische humanistischer Weltanschauung hat Luther niemals Verständnis gehabt; das heidnisch Diesseitige, das quietistisch Zurückhaltende, das geistreich Aufklärerische dieser feinen, klugen Köpfe steht in grellem Gegensatz zu seinem der Mystik zuneigenden und zugleich ganz volkstümlichen Drange, die Welt zu bessern und zu bekehren. Prunk und Glanz der geschmückten lateinischen Form taugte nicht für ihn, der sich mit Stolz „ein gering verachtet evangelisch Aschenbrödel“ nennt, und die verzehrende religiöse und sittliche Leidenschaft Luthers vertrug sich nicht auf die Dauer mit dem warmkühlen Spieltrieb humanistischer Anmut. So kam es zu scharfer Feindschaft, unter der beide Teile litten. Zunächst erlag der Humanismus. Aber seit dem 17. Jahrhundert stieg er in andrer Form von neuem auf, drängte die theologische Weltanschauung des Luthertums auf der ganzen Linie zurück und entfaltete sich in unsern Klassikern, von Lessing bis Goethe, zu hoher geistiger Blüte, jetzt freilich auf eben dem sittlichen Boden, den Luther bereitet hatte. Der anfangs siegreiche Reformator aber und mehr noch seine Jünger verhärteten sich durch die Abwendung vom weltlichen Humanismus in einer theologischen Einseitigkeit, die für die neue Kirche ein nur langsam verwundenes Verhängnis ward. Humanismus und Reformation, sie bedeuteten beide die neue Zeit, den neuen, auf sich stehenden Menschen: sie waren die geborenen Bundesgenossen. Und doch: wer darf es beklagen, daß sie nicht brüderlich Seite an Seite stritten? Unter duldsamer Gemeinschaft, wenn sie überhaupt denkbar wäre, hätte sicher Luthers

elementare Urkraft gelitten, wahrscheinlich auch die gesunde Weltlichkeit des Humanismus, der die Zukunft gehörte. Es ist deutsche Art, daß sich jede Idee gerade im Kampfe gegen den Nächsten auswachsen muß. Heute ernten wir den Vollertrag beider Nachbarfelder.

Luther war nicht in erster Linie national, auch nichts weniger als demokratisch gesinnt; wohl aber empfand er durch und durch volkstümlich. Volkstümlich ins Allgemeine, nicht aristokratisch auf die Besten richtet sich auch seine Befreiung des deutschen Einzel- und Christenmenschen. Sittlich will er einen jeden auf sich selbst, auf Glauben und Neugeburt stellen: an diesem Priestertum hat der redlich Einfältige nicht minderen Anteil als der theologisch und wissenschaftlich Höchstgebildete. Aber damit dem schlichten Manne diese christliche Freiheit zugänglich sei, mußte ihm der Zutritt zum geistlichen Brode eröffnet werden. So ward es eine innere Notwendigkeit, deutsche Messe, deutsche Predigt, deutschen Katechismus, deutsches Kirchenlied, deutsche Bibel zu schaffen. Freilich, nur die protestantische Legende spricht das alles dem Mittelalter ab. Schon seit Karl dem Großen wird an der deutschen Verbreitung der wichtigsten Hauptstücke christlicher Lehre, christlichen Glaubens eifrig gearbeitet; auch im Gottesdienst gewannen sie bald ihren Platz. Deutsche Predigt, wenn auch zunächst in kunstloser Einfachheit, ist ungefähr so alt wie die christliche Mission bei den Deutschen überhaupt; schon vor Berthold von Regensburg hat es berühmte Prediger in deutscher Zunge gegeben, und in Luthers Tagen hatte die deutsche Kanzelberedsamkeit längst eine literarische Kunstform gewonnen. Das deutsche geistliche Lied setzt seit der Stauferzeit kräftiger und greifbarer ein, hier schüchtern und unfrei, dort im Schmuck der neuen Verskunst, aber kaum volkstümlich; in den beiden letzten Jahrhunderten des Mittelalters entfaltet es dann stattlichen Reichtum und herzliche Innigkeit. Und die deutsche Bibel lag zu Luthers Zeit schon in mehr als einem Dutzend Druckauflagen des vollständigen Textes vor, dazu in vielen Hunderten von Teil- und Vollhandschriften auf Pergament und Papier. Aber freilich: jene deutsche Erbauungs-

literatur, sie wurde von der Kirche geduldet, zuweilen auch gefördert, doch immer nur als Notbehelf. Die Geistlichkeit war keineswegs geneigt, den heiligen Text in Laienhände, vor Laienurteil zu bringen; Berthold von Regensburg sah in der Natur die beste Laienbibel. Die alte fromme Überzeugung, daß die drei heiligen Sprachen, Latein, Griechisch, Hebräisch, Gottes Ohren am wohlgefälligsten klängen, verband sich mit der wachsenden Scheu, vor ungeschulten Augen die göttlichen Zeugnisse ohne Deutung auszubreiten, und mit der treu beharrenden Gewohnheit vieler Jahrhunderte. Auch dem Mönch Luther war und blieb Latein die geläufige Kirchensprache; zeitlebens hafteten ihm die Bibelstellen in ihrer Vulgatafassung fester als sein eigenes Deutsch oder das echte Griechisch; unzählige lateinische Briefe, Predigten, Kommentare, Traktate sind seiner Feder entflossen; die gute Hälfte seiner ungeheuren Schriftstellerei hat die lateinische Form gewählt, die dem Schreibenden stets leichter sich darbot als das deutsche Wort. Aber er fühlte, daß die liebe deutsche Muttersprache nicht nur weiter, sondern auch tiefer dringe als das weltbeherrschende Latein der Gelehrten und der römischen Kirche. So schenkt er seinen Deutschen ihr deutsches Christentum. Nicht in allem der Erste — Luther ließ evangelischen Freunden gern den Vorsprung —, aber stets der Entscheidende. Und nicht mit einem Schlage griff er durch. Er war ein Gegner aller jähen radikalen Schritte. Er verschloß sich der Schönheit und dem Reichtum der katholischen Messe nicht und war sich darüber klar, daß Gleichwertiges in deutscher Rede und evangelischem Aufbau nur allmählich zu erreichen sei: nicht er trägt die Schuld an der ästhetischen Verarmung, unter der der protestantische Gottesdienst dank orthodoxer Hartköpfigkeit lange gelitten hat. Luther beginnt mit deutschen Tauf-, Beicht- und Abendmahlsformeln zunächst für den Einzelgebrauch; in Liturgie und Messe bewahrt er noch, was er irgend glaubt dulden zu dürfen; aber die Tatsachen schritten hastiger vorwärts als sein eigner Wille. Gerne gönnt er den Schwachen die lateinische Gesangsmesse und hätte sie ihnen ohne die Unduldsamkeit evange-

lischer Fanatiker noch länger gegönnt. Aber bei aller Geduld verfolgt er seinen Weg in ruhiger Treue weiter, bis die schlichte, innige Herzenswärme der Muttersprache den Gottesdienst ganz beherrscht.

Und auf diesem warmen Boden kam es dann zu wunderbarem Sprießen; auf ihm erwuchs das protestantische *Kirchenlied*. Es hat im 16. Jahrhundert die feierliche Schöne der lateinischen Hymnik des Mittelalters nicht erreicht, die auf eine in der Pflege von Jahrhunderten veredelte, höchst würdige Sprache, auf eine aus der reichen Tradition erhabener Kirchenmusik geschöpfte Melodik sich stützen durfte. Dafür lebt in Luthers besten Liedern eine persönliche Kraft, eine Wahrhaftigkeit eigenen Lebens, vor der jene hohe Kunst uns verblaßt. Leider liegt die zeitliche Folge der Lutherlieder aus Mangel an sichern Zeugnissen noch immer im Dunkeln. Die übliche Theologenneigung, die Entstehung der Lieder möglichst nahe an den ersten Druck heranzurücken, läßt schon darum unbefriedigt, weil es sich durchweg um Liedersammlungen, nicht um Einzeldrucke, handelt, und führt zu inneren Unwahrscheinlichkeiten: treten doch zwei Drittel der gesamten Lutherlieder 1524 geschlossen auf den Plan. Aber auch die stichhaltigere Methode, die Lieder nach dem deutschen oder lateinischen Wortlaut ihrer biblischen und sonstigen Vorlagen zu datieren, stößt auf die Schwierigkeit, daß in Luthers Gedächtnis erfahrungsgemäß die jüngere, bessere Fassung nicht immer den älteren, länger geläufigen. Text verdrängt hat. Und das Streben, einem Liede durch die zeitliche Ansetzung möglichst viel individuellen Gehalt abzulocken, setzt bei diesen Kirchenliedern Vorzüge voraus, die noch erst zu beweisen wären. Selbst mit der äußeren Form, die so oft einen Fingerzeig gibt, ist hier nicht viel zu machen: wo Luther sich minder beteiligt an Vorlagen anschließt, verfällt er der modischen Meistersingerkunst Beckmessernder Silbenzählung, die zumal in den auftaktlosen Verszeilen uns verletzt („Nú kom dér Heidén Heilánd; Só feyrén wir dás hoch Fést; V´nd kert widder zúm Vatér; E´s war éyn wundérlich Krieg“), während sich Verse von natürlichem Fluß einstellen, sowie

er volkstümlich, im Kinderton, aus erregtem Herzen heraus dichtet: da scheinen also mehr stilistische als zeitliche Unterschiede zu Tage zu treten. So wage ich kein Bild der Entwicklung zu zeichnen. Nur Grundlinien Lutherscher Liederkunst schälen sich heraus.

Den eigentlichen Kirchen- und Gemeindegesang, dem die Wittenberger Gesangbücher seit 1524 dienen sollen, schloß Luther am liebsten an Psalmen, dann auch an lateinische Hymnen, an katechetische Stücke an, und er legte Wert darauf, daß die deutschen Lieder möglichst treu und schriftgemäß ausfielen: hierfür suchte er sprachgewandte Helfer anzuwerben, die Besseres vermöchten als seine eigne „garstige und schnöde Poeterey". Aber so wenig er in diese Gemeindedichtung persönliche Farbe oder künstlerischen Schmuck hineintragen wollte, zumal in den Festliedern verleugnet sich Luthers sieghafte Seele nicht und leiht ihnen einen inneren Glanz, der sein Bestes dem hellsicheren Gottvertrauen des christlichen Ritters dankt. Das kräftig bewegte Osterlied „Christ lag in Todes Banden" verweilt nicht sentimental bei den Leiden des armen Oster- und Opferlamms; es gipfelt vielmehr in der streitbaren Mittelstrophe, die aus dem knappen Anhalt einer lateinischen Sequenz ihr Kampfesbild entlehnt:

> Es war ein wunderlich Krieg,
> da Tod und Leben rungen;
> Das Leben behielt den Sieg,
> es hat den Tod verschlungen.

Ja, das Bild steigert sich zu der grotesken Vorstellung, „wie eyn Tod den andern fras". Dann aber wirft die Sonne des Herrn triumphierend ihr Licht über die Walstatt:

> er ist selber die Sonne,
> der durch seiner Gnaden Glanz
> erleucht unser Herzen ganz:
> der Sünden Nacht ist vergangen.

Und die gleiche tapfre Mannhaftigkeit erwärmt auch das Lied des Friedensfestes, der Weihnacht, „Von Himmel kam der

Engel Schar“. Mit Herzensfröhlichkeit blickt er auf die Widersacher, auf Teufel und Tod:

> Laßt zürnen Teufel und die Hell,
> Gotts Sohn ist worden ewr Gesell.

Die Kampfesfreude des eignen tapfern Herzens strahlt er durch Text und Töne dieser Gemeindelieder in das zagende Häuflein weiter, das sich um ihn scharte. Er hat mit dem trefflichen Beistand des tüchtigen Torgauer Musikers Johannes Walther stets dafür gesorgt, daß eine männlich kraftvolle Weise die Worte beflügle: war er doch ein warmer Musikfreund, der wohl auch eigne Klänge auf seiner Laute zu finden wußte. Doch wies er selbst dem Gemeindegesang nur eine Nebenrolle an neben dem geschulteren Schülerchor; erst gegen Ende des Jahrhunderts setzt sich, seit Lucas Osiander, der allgemeine Chor der Kirchenbesucher durch, der die Oberstimme der Choräle übernimmt, wie wir ihn heute in seinen mitreißenden, aber auch in seinen unlieblich vergröbernden Wirkungen kennen: nicht Luther hat diesen musikalischen Rückschritt veranlaßt, der doch die mittätigen Hörer tiefer in den Gottesdienst hineinzog.

Luther wußte, welche lockende Werbekraft der reizvollen Melodei der „Buhllieder und fleischlichen Gesänge“ innewohne, die er ebenso gern verscheucht hätte, wie einst Otfrid und so viel andre geistliche Poeten des Mittelalters. Aber er verschmäht es doch, nach längst erprobtem und noch oft wiederholtem Brauche den Teufel durch Beelzebub zu vertreiben und geistliche „Contrafacturen“ in dem Kirchenlied zuzulassen, das wirklich für den Gottesdienst bestimmt war. Anders stand es mit seiner Hausmusik. Da schließt er das süße Kinderlied „Vom Himel hoch da kom ich her“ in Eingang und Weise unbedenklich an ein weltliches Kranzlied an, wie es der Sänger beim Preiswettsingen anstimmte. Aber wer dächte heut an diese Entlehnung? Noch immer rührt uns dies holde „Susaninne“ mit seiner traulichen Unschuld die Seele, wenn es von unmündigen Lippchen unter dem Weihnachtsbaum ertönt; wir fühlen das treue verstehende Vaterherz schlagen, aus dem

es für die eignen Söhnichen und Mägdelein geboren ward. Und wie leicht, wie glatt strömen hier die freudigen Verse im schlichten Wohlklang dahin, frei von aller Meistersingerei! Dies späte Lied wetteifert in seiner rhythmischen Gesundheit mit dem frühest bezeugten, der ergreifenden Ballade von den beiden jungen protestantischen Blutzeugen, die die Sophisten von Löwen 1523 zu Brüssel verbrannt hatten. Im gewohnten Anfangsstil des historischen Volksliedes setzt er ein: „Ein newes Lied wir heben an“; und dann berichtet er mit der innern Freudigkeit, die im Martyrium nichts Andres sieht als den Sieg der göttlichen Idee. Der Schmerz löst sich auf im Siegesgesang. Die Mörder selbst ahnen, daß sie nur sich und ihre Sache gerichtet haben, als sie jene unschuldigen Knaben zum Tode schleppten; gerne würden sie ihre Tat verleugnen, aber:

Die Aschen will nicht lassen ab,
sie stäubt in allen Landen.

Und der Ausgang lenkt wieder zurück in die bewährten Mittel des Volksliedes: ein erquickendes Naturbild krönt die helle Stimmung des Liedes:

Der Sommer ist hart für der Thür,
der Winter ist vergangen;
Die zarten Blumen gehn herfür;
der das hat angefangen,
Der wird es wol vollenden.

Gottes Schöpfung stimmt abschließend ein in die dankbare Zuversicht, die den Lutherschen Wesenskern der Ballade bildet.

Unmittelbarer, mit voller persönlicher Wucht, entlädt sich Luthers eigenstes Bekennen und Empfinden in einigen Liedern, die das „Ich“ rückhaltlos herauskehren. Zwar, „Aus tieffer Not schrey ich zu dir“ konnte sein Ich und die Inbrunst seines Flehens schon dem Psalm entnehmen, den das Lied in deutsche Verse kleidet. Aber die eindringlichen ersten Strophen des Liedes „Nu frewt euch, lieben Christen gmein!“, das Bild der babylonischen Gefangenschaft, in der der Mönch einst schmachtete, und der befreiende Erlöserruf des Gottessohnes,

der seine Bande sprengte, das alles erschüttert uns mit der Kraft echter Selbstenthüllung:

> Dem Teufel ich gefangen lag,
> Im Tod war ich verloren;
> Mein Sünd mich quälet Nacht und Tag,
> Darin ich war geporen . . .
> Meyn gute Werck die golten nicht . . .
> Der frey Will hasset Gotts Gericht . . .
> Zur Hellen must ich sincken.

Alle diese Zweifel und Selbstquälereien sind gemeines Christenschicksal. Und doch sehen wir den leidenschaftlich ringenden Jüngling in der Erfurter Zelle vor uns, dessen erbarmungslosem Streben ein Hoffnungsfaden nach dem andern zerreißt bis zur Verzweiflung. Und wenn dann Christi mildes Wort dem Geretteten zur Pflicht macht: „Was ich gethan hab und gelehrt, Das solltu thun und lehren", wenn es ihn warnt vor Menschenfurcht und menschlicher Verführung:

> Und hüt dich für der Menschen Satz,
> Davon verdirbt der edle Schatz,
> Das laß ich dir zu Letze,

so sind das abermals Pflichten und Aufgaben, die jedem Christen sein Priestertum auferlegt: und doch zweifeln wir nicht, daß hier der Herr seinem erlesenen Rüstzeug den hohen Lebensberuf aufrichtet, den er nur erfüllen kann, wenn er über jede menschliche Satzung hinweg sich unerschütterlich in den Dienst des göttlichen Gedankens stellt. Das Gemeingültige versinkt vor der persönlichen Größe des Auserlesenen. Ihn aber stärkt angesichts der gewaltigsten, ja unlöslichen Aufgabe jenes stille gelassene Gottvertrauen, in dessen froher Ergebenheit sich Wille unb Weichheit, Trotz und Sanftmut mischen und einen:

> Mit Fried und Freud ich fahr dohin
> in Gotts Wille;
> Getrost ist mir mein Herz und Sinn
> sanft und stille.

Der Herr spricht zu seinem Knechte im Sturmwind und im sanften Säuseln.

In ihrem reichen Persönlichkeitsgehalt liegt die Bedeutung dieser Lieder. Und Luthers „wir" hieß oft genug nichts Anderes als sein „ich". War er doch das Gewissen und die Stimme seiner Gemeinde: wo er litt, da litten sie; wo er jubelte, jubelten sie; sein Mut war ihr Mut, seine opferfrohe Gottestreue das Vorbild, an dem sie alle himmelwärts strebten. So sang er jenes ganz persönliche Kampfes- und Siegeslied „Ein feste Burg ist unser Gott!" als der Chorführer der Seinen; sein frohlockendes Heldentum wird die begeisternde und befreiende Lösung für uns alle. Wie gern wüßte man den Anlaß, dem diese weltgeschichtlichen Klänge entwachsen sind! Leider ist hier die Entstehungszeit besonders umstritten. 1528 erst ist das Lied bezeugt, und so bringt man es meist mit den sogenannten Packschen Händeln zusammen, dem Gaunerstück eines sächsischen Kanzleibeamten, der in einer gefälschten Urkunde die Gefahren des kommenden Schmalkaldischen Krieges lange vor seinem Ausbruch vorweg nahm. Es täte uns leid, wenn ein Schwindler das echteste Protestantenlied gesät hätte, und die bei allem Groll gegen die Papisten doch recht friedfertige Gesinnung, mit der Luther vor der dringenden Kriegsgefahr den bedrohten evangelischen Fürsten Mäßigung und Ruhe gebot nach dem Gottesworte „Selig sind die Sanftmütigen", stimmt obendrein wenig zu dem herben, machtvollen Kampfesmut des Lutherliedes. Aber auch das alte Gerücht, wonach der Doctor sein Lied auf der Fahrt nach Worms, etwa zu Oppenheim, angestimmt hätte, als Sickingen den Gefährdeten in Sicherheit bringen wollte, läßt sich nicht erweisen. Eine innere Glaubwürdigkeit hätte dieser Ansatz für sich: es gibt kaum einen Augenblick in Luthers Leben, der sich genauer deckte mit dem trutzigen Posaunenklang dieses köstlichen christlichen Streitliedes, das, gleich vollendet in Form und Inhalt, in Wort und Weise, in dramatischer Energie und lyrischer Inbrunst, die symbolische Größe jenes heroischen Augenblicks der Weltenwende gestaltet. Christus der Siegmann schreitet

führend dahin neben seinem getreuen deutschen Knecht und verklärt des Gefolgsmanns streitbare Leidenschaft zu heiterer Siegesgewißheit. So tritt Luther fröhlich ein in den Zweikampf mit dem altbösen Feind, dessen persönliche Gegnerschaft für ihn geradezu eine Lieblingsform seines Denkens und Erlebens ward. Er kennt kein Fünklein Furcht: „und wenn die Welt voll Teufel wär!", wie oft hat der Tapfere das ernstlachenden Mundes gerufen! Mag uns der Böse rauben, was irdisch ist, mögen wir arme Bettler werden, nackt wie die Feldblumen: „laß fahren dahin!" Was schiert uns irdischer Besitz und vergänglich Glück? Nur das Eine tut Not: „das Wort sie sollen lassen stahn!" So verklärt das wundervolle Lied den unbeugsamen Kampf für die Idee, es feiert die geistige Waffe der Wahrhaftigkeit, die, dem Deutschen besonders teuer, der Lüge mutig die Stirn bietet. Wohl hat Lüge und Heuchelei große Heerscharen, die Völker der Erde dienen ihr; aber wenn die blitzende Schneide des fällenden Wörtleins, das da lautet: „Teufel, du leugst!", den Widersacher trifft, so bricht er machtlos zusammen. Die ehernen Klänge des Liedes haben mit wachsender Resonanz durch die Jahrhunderte fortgelebt. Als Heinrich von Kleist prophetisch aus dem kleinen Brandenburg das große Deutschland der Zukunft herrlich sich ausbauen sieht, da grüßt er das preußische Kaisertum als eine feste Burg, genau so wie Richard Wagners Kaisermarsch zu froherer Stunde den ersten protestantischen Kaiser in feierlichem Jubel willkommen hieß. Noch heute ist das Lutherlied uns eine Kampfes- und Siegesfanfare von ungeminderter Macht über die Seelen. Solange der Deutsche sich zu diesem Liede bekennt, so lange steht es gut um uns: „es soll uns doch gelingen!"

Die Wirkung der Lutherschen Lieder war durchschlagend, unwiderstehlich. Selbst in katholischen Gesangbüchern haben sie und ihresgleichen eine Stätte gefunden und sind nur schwer wieder ausgemerzt worden. Und der protestantische Nachwuchs wird Legion. Vom einzelnen Psalmenlied geht's weiter zur liedmäßigen Verarbeitung des ganzen Psalters, ja, der ganzen Bibel; aus Luthers herzigen Kinderliedern

ersteht eine Kinderliedmanier, in der die naive Unschuld allmählich zu spielerischer Tändelei sich verirrt; im Anschluß an seine Katechismusstücke in Liedform wird das reine Dogma ein Lieblingsgegenstand des evangelischen Kirchenliedes. Die Kunst oder Künstlichkeit des Strophenbaus, der Reimpracht, der Akrosticha verläßt oft die schlichten Bahnen, auf die Luthers bescheidner, dem eigenen poetischen Können mißtrauender Sinn sich beschränkt hatte. Luthers heitre, etwas eckige Kraft weicht vor den trüberen und weicheren Wallungen erhöhten Gefühlslebens immer weiter zurück. Daß Zeitgenossen und Nachfolgern manch feines, geschmackvolles, zartes, begeistertes Lied gelang, das sich dem Kunstwert Lutherschen Schaffens getrost vergleichen kann, wer wollte es leugnen? Aber mit der Geistesmacht seines Schöpfertums, mit der Freudigkeit seines männlichen Gottvertrauens und Kampfesmutes, mit der schlichten Größe der Persönlichkeit, die aus jedem Verse spricht, können die Spretten und Decius und Waldis, die Blaurer und Zwick und wie sie alle heißen, es nicht aufnehmen. Erst die große lyrische Leistung des 17. Jahrhunderts hat Luther wahrhaft Neues an die Seite gestellt. Unzweifelhaft überholt ihn Paul Gerhardt nicht nur in künstlerischer Vollendung, in sanfter, harmonischer Schönheit, sondern auch in der innigen Selbstversenkung eines friedensstillen, tiefen Gemütes. Aber diese seltene Fähigkeit, aus den Gründen der eigenen Seele den besten Gehalt der Dichtung zu holen, war sie etwas dem Wesen nach Anderes als die elementare, mannhafte, zuweilen kantige und herbe Aufrichtigkeit, die Luther zum lyrischen Bekenntnis drängte? Die kampffreudige und begeisterte Wahrhaftigkeit, die den edelsten Gehalt und Trieb Lutherscher Lieder bildet, war eine lyrische Befreiung: in ihr entlädt sich, zuweilen fast gewaltsam, eine Persönlichkeit, die sich gestalten muß. Das hat nicht nur auf Paul Gerhardt, sondern bis auf Christian Günther und mittelbar bis auf Goethe fortgewirkt. Das seelenschnürende Band, das die lyrische Konvention des Mittelalters nur für wenige Erwählte gelockert hat, ward in Luthers Kirchenlied arglos gesprengt: eine naive künstlerische Tat, die Luther weder wollte noch ahnte.

Denn er war kein „Künstler“. Ganz und gar nicht. Auch jene lyrische Kunsttat ist nichts als die freie Gabe seiner mächtigen Natur, die sich auf Psalter, Volkslied und Hymne stützte, nicht das Werk eines künstlerischen Strebens oder Wollens. Er hat von den „schäbigen Verschen“ der Versifexe nicht hoch gedacht. Wie wenig wußte er die formalen Verdienste, die elegantia des humanistischen Stils zu schätzen; es kennzeichnet ihn, daß er unter den Alten, die er ganz leidlich kannte, nur dem Aesop eine Hütte in der Nähe der großen Christenlehrer gegönnt hätte. Man hat die groben Mittel seiner Polemik gern aus dem Holzschnittstil seiner Zeit entschuldigt. Das trifft nicht den Kern. Wenn man Luthers saftig plumpe Derbheiten, sein grimmiges Zetern etwa mit des Hans Sachs humorgewürzter, leicht fließender Erzählung vergleicht, die den Menschen so liebevoll erfassen kann, so spürt man schon, daß dem Nürnberger Schuster ein höheres Maß verstehender Feinheit und anmutiger Gestaltungskraft innewohnt; gar nicht zu reden von dem genialen Witz des Crotus Rubeanus, der seine Geschöpfe, die Dunkelmänner, mit fast zärtlicher Künstlerhand väterlich ausputzt, indem er sie hinausschickt in die Welt, die sie zu Tode lachen wird. Diese überlegene künstlerische Ruhe war Luther nie beschieden. Nicht nur als junger, frisch aus der Esse gekommener Doktor, der „hitzig und lustig in der heiligen Schrift“ war, sondern sein ganzes Leben lang haut er tapfer und zornig drein. Im Grunde sieht er überall nur einen Gegner, den Teufel mit den Seinen, des Teufels Mutter, die Teufelsmäuler, Teufelskinder und Teufelsköpfe, das Teufelsgeschmeiß und Teufelsgesinde, und bei dieser Sippschaft, die er in seinen Gegnern hinter allen Larven und Gesichtern immer wieder erkennt, gibt's kein andres Kämpfen als mutig drauf loszuschlagen. Er fürcht sich nit. Er hat „einen beständigen, hochmütigen, unerschrocknen Geist“, er fühlt sich als ein reisiger Kürisser, seine Hörner sind nicht in Seide geflochten; und er geht geradezu: die Keule ist ihm lieber als der Degen. Denn er weiß, daß seine Feinde im Grunde feige Eisenfresser und Thrasonen sind, die wohl die Zähne

blecken und große Worte brauchen, aber davon fliehen als brennten ihnen die Hörner, sowie sie Ernst sehen. In der Hitze des Gefechts scheut er keine Ungerechtigkeit, und fühlt sich im Grunde wohl, wenn die Geister auf einander platzen. Ihm ist es nicht gegeben, sprach- und schriftlos zu bleiben, wenn er angegriffen wird: auf den groben Klotz gehört ein noch viel gröberer Keil. So ist er mit den Kampfmitteln nicht wählerisch: für die Säu wirft man keine Muskaten, sondern Trester und Kleie. Sau und Bock und Esel, wohl auch aller Esel Esel, Hanswurst und Monstrum und Gockelnarr, Tölpel, Knebel, Rülze und Klötze, stinken, speien und rülpsen, Schweren und Grind, Höllengrundsuppe und Angsterzhure: diese Kraft- und Schmachworte schüttet er in etwas eintönigem Poltern fuderweise aus. Mit so billigen Späßen, wie dem Dreck, zu dem er Dr. Eck verdreht, oder dem Dreckental, das er aus den Decretalen zurechtbiegt, müssen wir oft vorlieb nehmen: „Geist" im feineren Sinne würde in der Siedehitze dieser Kämpfe verdampfen. Nie ist Luther unzüchtig; aber je grimmer, je gröber, je unflätiger gegen den Teufelsunflat, um so besser. Die Buben, die wie die Nachtraben „Uhu Uhu" im Finstern heulen, denen das Farzen des Satans Nachtigallengesang dünkt, die die heilige Schrift mit ihrem Bocksrüssel besudeln, die verdienen es nicht besser. Da macht er keinen Unterschied, ob er einen kleinen bäurischen Schwarmgeist oder einen großmächtigen Fürsten vor sich hat: bei allem Respekt vor der christlichen Obrigkeit achtet er doch Seine Fürstlichen Ungnaden, den Herzog von Sachsen, den Meuchler von Dresden, kaum einer Wasserblasen gleich, deren hohler Bauch bei der ersten Berührung platzt, und ihn würde es nicht schrecken, wenn's gleich neun Tage eitel Herzog Georgen regnete. Wie er mit Heinzen von Wolfenbüttel, diesem Mordbrenner und Frauenhut, abfährt, das übersteigt nun gar jedes künstlerische Maß. Tut es ihm doch in Kniekehle und Ferse gerade recht sanft, wenn er spürt, daß Gott höllische und weltliche Fürsten durch ihn erbittert und unsinnig macht.

Manchmal fühlt er ja selbst, daß er allzu stark rumore:

aber dann tröstet er sich damit, daß er mehr Teil Gutes geschrieben habe „ohne Rumor“. Warum zwingen ihn seine Widersacher, das Maul immer weiter aufzutun? Was soll das Salz, wenn es nicht scharf beißet? Was soll die Schwertschneide, wenn sie nicht scharf schneidet? Ist Rom aus der Himmelspforte ein aufgesperrter Höllenrachen geworden, gut denn: so wird er eben noch manch Liedlein von Rom singen. „Ich muß die Klötze und Stämme ausrotten, Dornen und Hecken weghauen, die Pfützen ausfüllen und bin der grobe Waldrechter, der die Bahn brechen und zurichten muß!“ Das Beil, das Wildnisse rodet, ist nicht gemacht, Marmorbilder zu formen.

Zur Kunstform erhebt sich solche Polemik nicht leicht. In ihrem polternden Lärm, ihrer geringen Abstufung ermüdet sie trotz der drastischen Mittel, und befreiender Humor ist im Kampfe keineswegs Luthers Stärke. Man tut überhaupt nicht recht, Luthers Briefe, Predigten, Flugschriften mit künstlerischem Maße zu messen. Im Inhalt liegt ihr Wert; auf schnelle, zweckmäßige Wirkung zielen sie ab; sie besitzen mächtige Stellen von derber Naturkraft und volkstümlich packender Weisheit, deren Erfolg wir heute noch nachfühlen: wie wir denn für ihre hinreißende Gewalt über die Zeitgenossen die lautesten Zeugnisse haben. Daneben aber verfallen sie einer exegetischen Umständlichkeit, die pädagogisch ihr Recht in sich tragen mochte, aber künstlerisches Urteil abwehrt. Und zu einheitlichem Aufbau, zu feinerer Abstimmung des Tones, zu voller Gesamtwirkung gelangt kaum eins dieser Stücke. Luther hatte keine Zeit zu feilen und zu bessern oder gar ruhig reifen zu lassen. Man hat ihm nachgerechnet, daß er Jahre lang, Tag für Tag, Sonn- und Festtage und Krankheitszeiten nicht abgerechnet, im Durchschnitt seine 4—5 stattlichen Druckseiten niedergeschrieben hat. Wie oft kam alles auf die unverzügliche Wirkung seiner entscheidenden Stimme an! Luthers Zimmer lag voll von Briefen und Akten, die beantwortet und erledigt werden mußten; da war keine Möglichkeit, sorgsam die beste Sprachgestalt zu suchen, gleichmäßig ansteigende Gedankenbahnen zu bauen.

Wie oft ist das hastig Hingeschriebene naß in die Druckerei gewandert und von dem Autor kaum wieder nachgelesen worden! Bei zahlreichen Flugschriften läßt sich exakt feststellen, daß sie in der Eile unkorrigiert oder halb korrigiert auf den Markt gewandert sind. Wie oft hat sich Luther begnügen müssen, Nachschriften, in denen Andere seine Worte festgehalten hatten, nur eben zu überfliegen, um schlimmen Mißverständnissen vorzubeugen! Wie sorglos schiebt er nachträglich ein, was er an der rechten Stelle versäumt hatte: „ich hab's vergessen und übersehen". Das gibt lebendige Frische, aber keine künstlerische Dauer, und es will mir scheinen, als ob selbst hochberühmten Flugschriften des Reformators das Epitheton „Meisterwerk" allzu bereitwillig erteilt werde.

Nicht daß Luther ohne Gefühl für den Wert gepflegter sprachlicher Form gewesen wäre. Emser und Andern hat er es nicht geschenkt, daß ihre Worte so zerloddert und wüst zufahren. Aber im Drange der Notwendigkeit muß er sich meist begnügen, die Worte zu nehmen, die sich ihm bieten. An der Unart des 15. Jahrhunderts, lateinische und deutsche Worte zu verkoppeln, krankt auch er noch: „Brauch und Applikation", „Güter, Gründe und Possession", „Conditio, Anhang oder Auszug" lesen wir alle Augenblicke. Daß ihm gar „Rubet" für „Brombeergesträuch" in die Feder läuft, mag uns daran erinnern, wie viel näher dem schreibenden Mönch überall das lateinische Wort lag. Es wimmelt von lateinischen Kunstausdrücken und ganzen Sätzen, wie denn auch die beständig citierten Bibelstellen den Fluß der Rede leidig unterbrechen. Auch der Satzbau verleugnet, zumal wo er sich der scholastisch-kasuistischen Deduktion nähert, den Drill der lateinischen Periode nicht immer, in dem die Gedanken auferzogen waren. Die häßliche Art der mittelalterlichen Predigt, im Anschluß an irgend ein Bild oder ein Bibelwort, den Text in eine große Zahl numerierter Unterabteilungen zu gliedern, an die der Hörer mit pedantischer Genauigkeit jedesmal wieder erinnert wird, ist bei Luther ungemindert im Schwange. Man läßt es sich ja gefallen, wenn diese gezählten Gesichtspunkte einander parallel stehen, was Luther

wohl auch durch gleichlautenden Eingang („Erstens kann das niemand leugnen“ bis „Zehntens kann das niemand leugnen“), durch gleiche Frageworte und ähnliche Klanghilfen heraushebt. Häufiger aber müssen sich Absätze und Gedanken von ungleicher Bedeutung dieser äußerlich anreihenden, nicht innerlich verknüpfenden Zählmanier unterwerfen, die leider bis auf diesen Tag aus der evangelischen Predigt nicht geschwunden ist. Wie wenig befriedigen künstlerisch die 30 nummerierten Absätze, die von der „Freiheit eines Christenmenschen“ reden! Und wenn einmal, wie bei Emsers Kriegsausrüstung, der Stoffverteilung ein Bild zu Grunde gelegt wird, so droht immer die Gefahr, daß es nicht festgehalten werde: Luther sündigt darin wie fast alle Allegoriker und Gleichnisredner des 16. Jahrhunderts.

Uns erfrischt die kräftige Gesundheit volkstümlicher Wendungen und Sprichworte, mit denen der Sohn des Volkes auf Schritt und Tritt seinen Worten sinnlichen Reiz verleiht; wir freuen uns, wenn er den Fuggern den Zaum ins Maul legen will, wenn er dem Papst rät, die Hand aus der Suppe zu ziehen, wenn er einen ehrsüchtigen Feind nach Ruhm himmen hört wie ein mutiges geiles Roß, wenn das Kammrad ihn beim Ärmel gegriffen hat, und was sich ihm sonst von Alltagsbildern darbietet. Sprichwörter liebt er so sehr, daß er selbst eine stattliche Sammlung angelegt hat. Aber die bildliche Wendung wächst sich doch selten zum vollen erschauten Bilde aus, und wenn ihm einmal sein Herz schwankt wie das Schiff im Sturm auf wildem Meere, wenn er die Toren davor warnt, für das Sternengewölbe andere Pfeiler zu suchen als die heilige Schrift, so fühlen wir hier sofort den fremden Ton: diese Bilder hat er nicht gesehen, sondern übernommen oder konstruiert. Seine Anschaulichkeit ist anderer Art: wenn er uns das Gewürm und Geschwürm der römischen Kanzlei, den großen Jahrmarkt des römischen Hofes mit den 3000 Schreibern und den noch zahlreicheren Maulreitern ausmalt, die alle darin einig sind, den tollen todstocknärrichten Deutschen den letzten Heller aus der Tasche zu ziehen, so gelingt ihm das mit

prächtiger Sinnfälligkeit. Und wie einst Walther, lädt er Papst und Teufel, Fürsten und Cardinäle unmittelbar vor seinen Richterstuhl und spricht zu ihnen mit unbefangener Schärfe. Doch sie selbst reden zu lassen und dadurch ihre geheimsten Gedanken hervor zu ziehen, etwa im Dialog sich mit ihnen zu messen, wie das die dramatische Neigung der Reformationszeit so sehr liebt, das ist Luthers Art nicht gegeben: höchstens dem Teufel legt er eigene Reden in den Mund. Er will und kann sich nicht einmal karrikierend in die Seele des Andern versetzen: seinen Weg geht er unbeirrt, den des Andern kaum in satirischer Nachbildung. Überraschend gut gelingt ihm die Erzählung: Anekdote und Fabel wußte er mündlich und schriftlich knapp und wirksam zu berichten, und auch größere Geschichtsbilder wagt er zuweilen mit glücklichem Erfolg.

Man wird Luthers Flugschriften und Sermonen, auch den besten, nur dann gerecht, wenn man sie aus dem Augenblick heraus beurteilt, für den sie geschaffen waren. Dann erscheint die breite Exegese ebenso geboten wie der grobe Kampfhieb und der drastische Spaß. Sie schlugen ein, die Gegner spürten ihre Stoßkraft, und damit war ihr Zweck erfüllt. Sie waren nicht dazu bestimmt, literarisch gesammelt und in größerer Zahl hintereinander gelesen zu werden, was denn freilich ermüdet. Man vergleicht sie am besten mit Bismarcks Reden, die sich auch sorglos wiederholen, wenn die Stunde das mit sich brachte. Nur: in Bismarck lebte mehr gestaltendes Künstlertum, mehr seelenbefreiender Humor; auch das blitzartig beleuchtende Schlagwort glückte ihm besser. So will es wenigstens heute scheinen. Doch vielleicht täuscht die Nähe. Wir Älteren durften Bismarcks siegende Rede in ihrer Morgenfrische miterleben; von Luther trennen uns geistige Welten. So ist es wunderbar genug, daß diese kunstlosen Kinder der fernen Stunde heut überhaupt noch wirken.

Ihre Stärke liegt im Einzelnen, aber zugleich in ihrer Gesamtheit. Luther hat durch seine Flugschriften der deutschen Prosa ein neues weites Feld eröffnet. Der Predigt, der Erbauungsschrift, dem Brief, dem Rechtsbuch und Weistum war

sie seit längerer oder kürzerer Zeit geläufig; auch die Chronik begann sich an sie zu gewöhnen. Die Streitschrift des Tages dagegen hatte sich wie die Erzählung und das Drama noch nicht losgelöst von dem Reimpaar, in dem das Mittelalter fast ausnahmslos alles vortrug, was literarischen Anspruch machte und auf getreuen Wortlaut Wert legte: auch die Reformationskämpfe spielen sich von Murner bis auf Fischart noch gutenteils im Knittelverse ab. Der Vorgang Luthers, der überall sich zur Prosa hält, hat dieser Herrschaft der Reimpaare allmählich ein Ende gemacht: dem 17. Jahrhundert ist der Vers nicht mehr literarische, sondern poetische Form, die poetischen Inhalt verlangt. Die Befreiung der Prosa, die Luthers kleinen Tagesschriften gelang, stellt sich dem geschichtlichen Blick als ein Ereignis von außerordentlicher Bedeutung dar, das seine Tragweite allerdings nicht zuletzt dem Umstande verdankte, daß eben damals die Feder endgültig durch den Druck, das Pergament durch das Papier abgelöst wurde. Die billige Technik, das billige Material mußte mit der anspruchsloseren, bald als leichter empfundenen Form zusammentreffen, um der deutschen Schriftstellerei die ungeheure Vermehrung zu bringen, die mit Luthers Auftreten einsetzt und seitdem angehalten hat, wenn auch nicht ohne Rückschläge. So hat die Tagespresse von heute Luther zu ihren Ahnen zu rechnen. Die Gegner hatten nicht ganz Unrecht, die fürchteten, daß die neue Schwarzkunst ebensowohl dem Irrtum wie der Wahrheit dienen, ebensowohl verführen wie erziehen werde. Auch Luther hat die Kehrseite der Medaille kennen gelernt. Bestehen bleibt doch, daß er geistiger Bewegung einen in der Geschichte der Menschheit unerhörten Anstoß zu brausendem Schwunge und zu beflügeltem Eifer eben durch diese flüchtigen Tagesschriften gegeben hat.

Und er durfte so handeln, da er im Stande war, dem schnell verhallenden Worte des Tages das heilige Buch ewiger Dauer an die Seite zu stellen, an dem der im Wirbel der Stunde verirrte Geist sich immer wieder zurechtfinden konnte. Dem naturalistischen Siegeszug der hingewühlten Flugschriften, der um-

ständlich sich ausbreitenden Predigten steht wie ein widerspruchsvolles Wunder das reine große Kunstwerk der Bibelübersetzung gegenüber, das immer größere Ehrfurcht und Liebe erweckt, je tiefer wir in die Arbeit hineinschauen. Gerade die letzten Jahrzehnte haben da wichtige Funde und Aufklärungen in Menge gebracht. Die korrigierten Handexemplare, die handschriftlichen Kommentare zu den verschiedenen biblischen Büchern, vor allem die Protokolle der doppelten und dreifachen Konferenzen, in denen sich Luther mit seinen hilfreichen Freunden über jedes fragliche Wort namentlich der Psalmen beriet, sie steigern ebenso unser Staunen über diese Vereinigung von schöpferischer Genialität und unbeirrbarem Fleiß, wie sie uns den Schlüssel geben, um diese literarische Großtat zu begreifen, zu der die Tagesproduktion Luthers den Weg eher verschüttet als bahnt.

Die Bibelübersetzung war die wichtigste Frucht der Erkenntnis, daß jeder gute Christ berufen sei, ein Priester Gottes zu werden. Die Freiheit des Christenmenschen war nur dann mehr als ein Schall ohne Inhalt, wenn auch dem Laien die Möglichkeit eröffnet wurde, den Weg zu seinem Gott selbst zu finden, und dazu war das göttliche Wort unentbehrlich. Ist doch die heilige Schrift gläubigen Seelen, was dem Vieh die Weide, den Vögeln ihr Nest, den Fischen der Strom! So mußte die Bibel verdeutscht werden, vor allem das neue Testament und der Psalter, dann aber das ganze Buch der Bücher. Von 1517 an, der ersten Bearbeitung der Bußpsalmen, bis zum Tode hat Luther ununterbrochen, unbefriedigt jeden Augenblick, nach immer echterer und edlerer Gestaltung des deutschen Gotteswortes gerungen. Voran stand die Treue der Übersetzung. Zur Vulgata und ihrer gewissenhaften Erklärung tritt das Studium des gereinigten griechischen Textes des Erasmus, dann das schwierige Ringen um Vollverständnis des hebräischen Textes: Melanchthon, Cruciger, der tüchtige Hebräer Aurogallus sind in gelehrter Hilfe und Beratung unermüdlich, wie Luther selbst des Prüfens und Fragens nie satt wird. Zur rechten Treue gehörte aber die rechte Auslegung: jede gute Übersetzung ist

zugleich eine Erklärung. Mit welchem heiligen Ernst Luther hier an sich weiterarbeitete, das lehren ebenso seine Vorlesungshefte wie seine Predigten, nicht zuletzt die große Kirchenpostille, in der weit ausgreifende Erklärung der Textstellen den Kern bildet.

Erst auf solchen Grundlagen konnte sich das rechte deutsche Wort aufbauen. Luther hat die ältere deutsche Übersetzung, wie billig, meist im Sinne, oft auch vor Augen gehabt, als er die neue deutsche Bibel zu schaffen suchte; es ist unbegreiflich, daß die Theologen immer wieder sich bemühen, diese fast selbverständliche Tatsache zu leugnen oder abzuschwächen. Der Reformator hat die Vorgänger, wie das seine Pflicht war, ausgedehnt, wenn auch ungleichmäßig benutzt, ohne daß dadurch die Selbständigkeit seiner eignen Leistung irgendwie gemindert würde. Denn die keineswegs verdienstlose Übertragung des Mittelalters verlangte nicht nur überall strenge Nachprüfung ihres unkritisch nur an die Vulgata angeschlossenen Sinnes; viel unbrauchbarer noch für Luthers Ansprüche wurde sie durch die latinisierende Unfreiheit, mit der sie sich an Satzbau und Wendungen der Vorlage anklammert: ein unbefriedigendes Mittelstück zwischen Interlinearversion und freierer Übersetzung. Demgegenüber ist es ein Genuß zu beobachten, wie sicher Luthers Neuschöpfung sich vom fremden Sprachgefühl zu deutscher Freiheit loslöst. Der köstliche „Sendbrief vom Dolmetschen", in dem er Rechenschaft ablegt, macht uns noch heute das Herz warm. Es sind Worte von unvergänglicher Wahrheit: „man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markt darum fragen und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden und darnach dolmetschen, so verstehen sie es denn und merken, daß man deutsch mit ihnen redet". So sucht er den Handwerker in seiner Werkstatt, den Fleischer etwa beim Schlachten des Schöpses auf, um seine Handgriffe und seine Handwerkssprache zu verstehen, auf daß er die Enge der Gelehrtenstube überwinde und die Frische des Lebens überall in sein Werk hineintrage. Der deutsche Bauernsohn arbeitet beharrlich darauf hin, echtes Deutsch zu schreiben. War er in der Hast der Tagesproduktion selbst oft genug

den lateinischen Einflüssen verfallen, auf die der theologische Gedankenlauf nun einmal eingestellt war, so kämpft er hier, in der Bibel, mit ruhiger Zähigkeit gegen die Verführungen der fremden Syntax an, die „die Esel und Buchstabilisten“ pflegen. Jede neue Stufe der Bibelübersetzung ist zugleich ein neuer Fortschritt vom Lateinischen, Griechischen, Hebräischen zum echten Deutsch herüber. Und hier handelt es sich um eine bewußte sprachbildende Tat, die sich nicht damit begnügt, ein paar fremde Worte oder selbst Konstruktionen auszumerzen, sondern entschlossen die volle Befreiung der deutschen Sprache von innen heraus durchsetzt. Luther weiß: „Die lateinischen Buchstaben hindern aus der Maßen gut deutsch zu reden“. Er gibt uns selbst ein paar klassische Beispiele. Die Worte Marc. 14, 4 utquid perditio unguenti facta est? hießen buchstäblich übertragen: „warum ist diese Verlierung der Salbe geschehen?“ und dementsprechend sagt die alte Bibel vor Luther: „warum ist gemacht dirr Verleuse der Salben?“ „Welcher Deutscher redet also?“ Luther wagt kurz und bündig die Fassung: „Schade um die Salbe!“ Das ist gut deutsch, und man bedauert fast, daß er sich schließlich doch nicht getraut hat, diese beste, aber freieste Gestalt in seine Bibel aufzunehmen. Wie hier die abstrakte perditio, die „Verlierung“, so bekämpft er Matth. 12, 34 das ebenso abstrakte „ex abundantia cordis“, „aus Überflüssigkeit des Herzen“ in der alten Bibel, und seine sinnlich schlagende Fassung „Wes das Herz voll ist, des gehet der Mund über“ gehört heute längst zu den deutschen Sprichwörtern, die wir uns nicht fortdenken könnten aus dem Schatze unsrer Sprache. Und welche wundersame Tiefe sprachlicher Zartheit enthüllt er, da er im „besten Deutsch“ des englischen Grußes „Ave, gratia plena“ nicht Beiworte wie „gnadenvolle“ oder selbst „holdselige“ gelten läßt, sondern schlicht sagen möchte: „Gott grüße dich, du liebe Maria!“ Er fühlt es ganz, und wir mit ihm, welch ein herzlich fein Wort das ist: „Du liebe Maria!“ Er weiß es schon mehr als ein Jahrhundert vor Logau,

„daß so kein Volk sonst nicht
Von dem liebsten Tun der Welt, von der Liebe lieblich spricht“.

Das eben ist die Meisterschaft seiner Übersetzungskunst, daß er jedes Wort, jede Wortverbindung nach der eignen Art jedes Satzes liebevoll wählend abwägt. Er selbst berichtet uns, daß er und seine Freunde zuweilen 14 Tage, ja vier Wochen lang nach dem rechten Worte gesucht haben und es schließlich doch nicht immer fanden. Nicht nur, daß er mit kräftiger Abneigung die gespreizten Hof- und Schloßworte, die steifen Redensarten der Kanzlei aus seiner Bibel verbannte, darunter Ausdrücke wie „betätigen, beherzigen, ersprießlich", die für uns den kanzleimäßigen Beigeschmack verloren haben; auch bei guten deutschen Worten, die er unbefangen und gern verwendet, fühlt er sehr genau, daß sich das eine nur hier, das andere nur dort schicke. In dem rastlosen Bemühen, alle Knorren und Knubben hinweg zu hobeln, so daß der fromme Leser durch kein Stolpern vom heiligen Worte abgelenkt werde, hat er seine Sätze wieder und wieder laut sich vorgesprochen und abgehört. Und hier, auf der Höhe seines schriftstellerischen Könnens, wird ihm sein musikalisch-rhythmisches Gefühl zum sicheren Führer. Es ist ihm gelungen, an erhöhten Stellen, etwa in den Psalmen, im ersten Korintherbrief, seine Worte zu einer Fülle des Wohllauts, zu einer erhabenen und süßen dichterischen Schönheit zu verklären, wie sie Jahrhunderten vorher und nachher versagt war. Und wiederum drängt sich uns die Frage auf: wie ist das möglich bei demselben Mann, der in der Prosa seines Durchschnittsschaffens so kräftig, aber doch so sorglos einher schreitet, unbekümmert, ob die sprachliche Bahn ihn über Wurzeln, Stämme, hohes Gras oder selbst sumpfige Löcher holprig einher führt?

Nun, die Antwort gibt Luthers Leben. Als er die Bibel in Angriff nahm, da saß er abgeschieden auf der Wartburg. Zank und Unruhe des bewegten Welttreibens lag ein paar Wochen tief unter ihm; in stiller Rast schweifte sein Auge über die Höhen des Thüringer Waldes; Köhler und Jäger sind ihm fast der einzige Umgang, so daß die Rede des Volkes mehr denn je in ihm wieder aufwacht. Und unzerstreut darf er die heiligen Worte mit sich herumtragen. Dringen

die Sorgen der Außenwelt dennoch hinauf zu ihm, sucht ihn der böse Feind störend mit Wahngebilden heim oder lähmt ihn die leidige Krankheit, das alles gewinnt nicht dauernd Macht über ihn: wie die Rauchwolken, die aus den Kohlenmeilern aufsteigend sich über die Waldhöhen legten, vor einem Windstoß zerflattern, so vermag ein göttliches Wort ihm Sammlung und heitere Ruhe zurück zu schenken. So hat er an die Anfänge seiner Bibel eine strenge, stille, gesammelte Arbeit setzen dürfen, einen beharrenden Fleiß, der die gute Stunde zu nutzen wußte und sich nicht zwang, die Poesie zu kommandieren. Und damit erhebt sich Luther, diesmal in klarem Bewußtsein, zum künstlerischen Dienst am Worte: gleich dem Tempel, den Salomo baute, will er das Haus des Wortes schmücken und ehren mit dem Golde der Rede und den Spezereien des Klanges. So sammelt er, wenn er reist, offnen Ohres, hört auf die Mundarten, merkt sich gute Ausdrücke, achtet auf den landschaftlichen und fachlichen Sprachschatz. Und aus der Fülle wählt er dann aus, daß alles zusammentauge nach Sinn und Klang.

Er steckte das Ziel sehr hoch und immer höher; so bedurfte es manches Anlaufs. Aber der Erfolg war überwältigend: zur Weihe der Kraft tritt der siegende Segen des Fleißes. Die alte Bibel sagte schon: „Ob ich rede in Zungen der Engel und der Menschen, und hab ich der Liebe nicht, ich bin gemacht als ein Erz lautend oder als ein Schelle klingend.“ Aber erst Luther fügt die überkommenen Worte zum forttragenden Rhythmus: „Wenn ich mit Menschen- und Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wär ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle.“ Die brave Wiedergabe der Vulgata im 139. Psalm: „Ob ich früh nehme meine Fittiche“ erhebt bei Luther sich zu der grandiosen Anschauung: „Nähme ich Flügel der Morgenröte.“ Die alte Übertragung: „Als der Hirsch begehret zu den Brunnen der Wasser“ ersetzt Luther zunächst: „Wie der Hirsch schreit nach den Wasserbächen“; erst die Protokolle zeigen, wie er fortschreitet zu der Lösung: „nach frischem Wasser“. Und wo der alte Verdeutscher umständlich reizlos sagte: „An der Statt der Weide do setzt er

mich“ und Luther anfangs immer noch belastet schrieb: „Er läßt mich weiden in der Wohnung des Grases“ oder „weiden da viel Gras steht,“ da siegt nach wiederholter Beratung die lieblich schlichte Fassung: „Er weidet mich auf einer grünen Auen“. Und so bildet sich der ganze 23. Psalm zu einem Strome lyrischen Wohllauts, voll Anmut und Würde, in dem sich das Bild des guten Hirten erquickend spiegelt. Man vergleiche nur laut lesend, um zu fühlen, was Luthers schlichte Anschauung und rhythmische Genialität hier geschaffen hat.

Alte Bibel:	Luther:
Der Herr der richt mich, und mir gebrast nit; und an der Statt der Weide do setzt er mich. Er führte mich ob dem Wasser der Wiederbringung.	Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln; er weidet mich auf einer grünen Auen; und führet mich zum frischen Wasser[1]).
Er bekert mein Seel.	Er erquicket meine Seele.
Er führt mich aus auf die Steig der Gerechtigkeit um seinen Namen.	Er führet mich auf rechter Straße um seines Namens willen.
Wann ob ich joch geh in mitzt des Schatten des Tods, ich förcht nit die übeln Dinge; wann du bist mit mir.	Und ob ich schon wandert im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir.
Dein Rute und dein Stab sie selb haben mich getröst . . .	Dein Stecken und Stab trösten mich . . .
Du hast erfeistent mein Haupt mit dem Öl, und mein Kelch der macht trunken, wie lauter er ist.	Du salbest mein Haupt mit Öl[2]) und schenkest mir voll ein.
Und dein Erbermd die nachfolgt mir alle die Tag meines Lebens.	Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen[3]) mein Leben lang,

[1]) Früher: zum Wasser, das mich erkühlet.
[2]) Früher: du machst mein Haupt fett mit Öl.
[3]) Früher: nachlaufen.

Alte Bibel:	Luther:
Daß auch ich entwele in dem Haus des Herrn in die Läng der Tag.	Und werde bleiben im Hause des Herrn immerdar.

Kürze, Einfalt, Wärme, sinnliche Kraft: alles wirkt zusammen, um Luthers Worten die stille Notwendigkeit zu schenken, von der wir nicht los können, die Luthers Bibel zu einem klassischen Werke deutscher Sprache gemacht hat, ob sie gleich nur eine Übersetzung ist. In Wahrheit steht sie mit ihrer wunderbaren Schönheit am Eingang der deutschen Kunstprosa. In der germanischen Welt hat ein so echtes versloses Deutsch vor Luther nur etwa die isländische Saga gesprochen, die sich viel einfachere Aufgaben stellte. Wulfila kam von dem sprachlichen Leitseil seiner griechisch-lateinischen Vorlage nicht los und wollte das auch kaum; der reizvolle Dialog, in dem der Ackermann aus Böhmen mit dem Tode streitet, der ihm die liebe Gattin geraubt hat, wird gerade auch in seiner sprachlichen Kunst durch lateinische Stilmuster bestimmt; weder Eikes Sachsenspiegel noch die Predigten und Traktate der Mystiker nähern sich der literarischen Höhe der Lutherschen Bibel, in der jedes Wort wie in Erz gegossen und doch warmen Lebens voll vor uns steht, unwandelbar wie es Gottes Wort geziemt, und doch schmiegsam, daß es jedem Einzelnen in die Falten seiner Seele leuchtet, weil es wiedergeboren ist aus einer Menschenseele, die Qual und Glück des Daseins selbst in voller Menschlichkeit durchkostet hat.

Die Wirkung entsprach dem Werke. Die Verbreitung der Bibeldrucke läßt alles hinter sich, was bis dahin ein deutsches Schriftwerk erlebt hatte. Wittenberg wird durch Luther ein bedeutender Druckort: nach und neben den schwächeren Leistungen Johannes Grünenbergs, der Brüder Lotther, Georg Rhaws, Christian Dörings, Joseph Klugs, Nickel Schirlentz, Hans Weiß besaß es namentlich an Hans Luft einen geschäftlich und technisch gleich ausgezeichneten Drucker, der sich ebenso in Massenfabrikation und Schnelligkeit wie in würdiger Ausstattung Luthers Ansprüchen anzupassen verstand. Man hat

berechnet, daß er allein in 50 Jahren mehr als 100000 Vollbibeln in die Welt entlassen hat: ebenso erstaunlich als Arbeitsleistung wie dem Geldwert nach; stellte doch ein vollständiges Exemplar der Bibel damals einen kostbaren Besitz dar, kostbarer noch als bei unsern Eltern und Großeltern ein vollständiger Cottascher Goethe. Aber diese Wittenberger Bibeln sind nur ein Teil der Gesamtwirkung gewesen. Die Katholiken, die das ketzerische Werk Luthers durch ein kirchlich korrektes Gegenstück eindämmen wollten, Hieronymus Emser und Johann Dietenberger, haben seinen Text weithin beibehalten und nur im Einzelnen gemodelt. Vor allem aber wurde die Bibel Luthers, der Schutz gegen Nachdruck über die kursächsischen Grenzen hinaus weder kannte noch wollte, überall im deutschen Reich, in Ober- wie in Niederdeutschland, aufs Eifrigste nachgedruckt, hier freier, dort treuer. Den gemeinen Wortlaut der deutschen Bibel hat Luther geschaffen, für die Freunde, für die Kritischen und Flauen, für die Gegner: auch wer ihn schelten mag, er zitiert ihn doch. Durch Luther wird die Vulgata für Deutschland in den rein kirchlichen oder wissenschaftlichen Gebrauch zurückgedrängt: die deutsche Bibel ist Luthers Werk, man mag wollen oder nicht.

Auf dieser Wirkung beruht das verbreitete, auch in diesem Jubiläumsjahr mit argloser Sicherheit immer wieder vorgetragene Schlagwort, Luther sei der Vater, seine Bibel die Grundlage der neuhochdeutschen Schriftsprache. An dieser Behauptung ist grade so viel Wahres, daß sie nicht mit glatter Abweisung erledigt werden kann: und doch gehört sie ins Gebiet der heroischen Legende. Gewiß hat das unerhört gelesene Werk, das zum ersten Mal die gewaltige Macht von Papier und Druck zur vollen Anschauung brachte und das zudem mit einer Inbrunst gelesen wurde wie nur dieser heilige Inhalt sie erzeugen konnte, gewiß hat dies Werk bewußten und unbewußten Anschluß überall hervorgerufen. Aber diese Wirkung war nur im Maße, nicht in der Art verschieden von Erfolgen, wie sie später Götz, Werther, Faust sich erobert haben. Und wenn der flüssige Zustand des gemeinen Deutsch, den Luther vorfand, einer erfolgreichen Schrift weit

tiefere Eindrücke gestattete als die fester gefügte Literatursprache zur Zeit des jungen Goethe, so fehlte dafür dem 16. Jahrhundert die Treue gegen das gedruckte Wort: unbefangen formte nicht nur der Leser, sondern auch der Nachdrucker Laute, Worte, selbst Sätze in das Deutsch um, das ihm und seinem Publikum geläufig war: die Züricher, die Nürnberger, die Frankfurter, die Kölner, die Lübecker Bibel sieht beträchtlich anders aus als die Wittenberger, und Wittenberg selbst hat neben hochdeutschen auch niedersächsische Bibeln vertrieben.

Unleugbar hat der Luthersche Wortschatz Schule gemacht. Wenn norddeutsche Worte wie „hoffen, fühlen, tadeln, beben, Lippe, fett, bange, Grenze, Hügel, Ziege, Kahn, Motte, Splitter" überall in Deutschland Bürgerrecht gewinnen neben und vor den in mittelhochdeutscher Zeit literarisch allein gültigen „wähnen, empfinden, strafen, bidmen, Lefse, feist, zage, Mark, Bühl, Geiß, Nachen, Schabe, Spreiße", so hat Luthers Werk den Ausschlag gegeben. Aber doch nur in dem Sinne, daß es den Vorgang beschleunigt hat. Denn die Alleinherrschaft süddeutscher Worte, die der vornehmen mittelhochdeutschen Dichter- und Gesellschaftssprache eigen war und deren Nachwirkung noch Luther veranlaßt hat, in der Bibel ausschließlich „Söhnlein", nicht „Söhnichen", wie in den Alltagsbriefen, zu schreiben, diese „schwäbische" Literaturfärbung hatte längst einem Aufstieg des mittel- und norddeutschen Wortschatzes Platz gemacht. Luther siegte, soweit sein thüringisch-sächsisches Bibeldeutsch dem allgemeinen Strome der geschichtlichen Entwicklung entsprach, und das traf bei diesem in Eisleben geborenen, in Eisenach und Erfurt gereiften, in Wittenberg lebenden Manne in hohem Maße zu. Aber die Grenzen seiner Wirkung sind doch deutlich genug. Greift er zu Worten, die, älterer Sprache ganz geläufig, damals schon zum Veralten neigen, wie „freidig" (entschlossen), „fernig" (vorjährig), „Gere" (Saum), „Farre" (Stier), „Wat" (Tuch), vor allem „turren" (wagen), so hat auch seine Gunst die Worte nicht am Leben erhalten. Und ebensowenig ist ihm das bei zahlreichen Versuchen gelungen, die er mit halb niederdeutschen Dialektworten machte: „baten" (nützen), „glum" (trübe), „köken"

(speien), „lören“ (verdrießlich schreien), „Ströter“ (Straßenräuber), „treuge“ (trocken), sie und viele andre sind unserm sprachlichen Gemeingefühl trotz Luthers Bibel fremd geblieben. Wie bis auf diesen Tag im Anschluß an Luthers eigne erklärende Randglossen kleine Wortlisten die Bibel begleiten, um ungeläufige Ausdrücke zu deuten, an denen sich die Bibelerneuerer doch nicht zu vergreifen wagten, so wurden schon bald nach dem ersten Erscheinen von einem Baseler Drucker, der viel Nachfolger fand, seinem Nachdruck erklärende Verzeichnisse beigegeben, die dem Süddeutschen das Verständnis der fremdartigen norddeutschen Worte erleichterten. Und bei diesem respektvoll schonenden Verfahren blieb es nicht: auch im Text wurde manches Unverständliche außerhalb Wittenbergs gemildert, wenn auch nirgend so energisch, wie das unter Zwinglis Billigung bei der Züricher Umformung und Verbesserung des Lutherschen Textes geschah.

Entscheidend jedoch für die Frage der Schriftsprache ist nicht die Wortwahl, sondern die Lautgestalt. Die Laute der Lutherschen Bibel wurden nun aber noch viel unbefangener den Gepflogenheiten jedes Druckortes angepaßt als die Worte. Ein gewisser Respekt vor der Wittenberger Grundform ist ja auch hier nicht zu verkennen, und es mag damit zusammenhängen, daß die neuen Diphthonge „meines Freundes Haus“, wofür man in Westdeutschland zu Luthers Zeit noch allgemein in älterer Lautform „mines Fründes Hus“ sagte, gerade in Bibeldrucken auch solcher Druckereien auftraten, die sie in anderen Verlagswerken noch nicht zuließen. Aber auch hier befördert Luther nur eine Bewegung, die schon längst im Gange war; schon Drucke der vorlutherischen Bibel haben die neuen Diphthonge über ihre vorläufigen Grenzen hinausgetragen. Denn auch für das Lautliche gilt, daß gegenüber dem west-oberdeutschen Vokalgebrauch, der etwa dem heutigen Schwyzerdütsch entsprach, schon anderthalb Jahrhunderte vor Luther ein Vordringen der ost- und mitteldeutschen Laute sich literarisch geltend machte. Seit das billige Papier dem geschriebenen Wort eine in den Tagen des Pergaments undenkbare Verbreitung ermöglicht

hatte, war das Bedürfnis nach einem gemilderten, über den Mundarten schwebenden gemeinverständlichen Schriftdeutsch immer dringlicher geworden, sowohl im literarischen wie namentlich auch im amtlichen und geschäftlichen Verkehr, und diese Bewegung, der die Erfindung des Druckes einen neuen Anstoß gab, gedieh zumal auf mitteldeutschem Boden. Die Kanzlei der Kaiser aus dem Hause Luxemburg, die sich an die gemischte, aber überwiegend nordgauisch-ostfränkische Redeweise der deutschen Kolonisten Böhmens anschloß, übte da grundlegenden Einfluß. Wenn die obersächsische Kanzlei etwa lieb, bein, baum schrieb, während der Obersachse damals wie heute lib, ben, bom sprach, so spiegelt sich darin der gleiche Trieb, statt der bunten Farben der gesprochenen Mundarten eine mittlere Tönung für das geschriebene Wort zu wählen.

Luther nun hat sich, so abhold er sonst den steifen und schwerfälligen Kanzleimanieren war, dieser heimischen Kanzlei lautlich im Ganzen angeschlossen. Seine Bibel mußte allverständlich sein, sollte sie allgemein Wurzel fassen, wie es ihre heilige Aufgabe war. Für Luther bestand da kaum ein Problem: er bildet sich gutgläubig ein, daß alle „Fürsten und Könige in Deutschland, alle Reichsstädte und Fürstenhöfe" ebenso nach der sächsischen Kanzlei schreiben wie er selbst; er huldigt der naiven Meinung, Kaiser Maximilian und Kurfürst Friedrich, Herzog zu Sachsen hätten ein übereinstimmendes „gewisses" Deutsch aufgestellt, während in Wahrheit gerade Maximilian, im Gegensatz zu seinen luxemburgischen Vorgängern, in seinen Urkunden ausgeprägt oberbayrischen Sprachzügen Platz gibt. Man darf solche Äußerungen der Tischreden nicht allzu feierlich nehmen. Luther steht ganz auf dem Laienstandpunkt, dem die eigene Sprache die gemeingültige, die richtige scheint: wie es heute noch Hannoveraner gibt, denen die in ihrer Vokalbildung so seltsame Stadtsprache von Celle in der Glorie des besten Deutsch erscheint, so ist Luther überzeugt, daß der Sachse am besten spreche; er redet leise und leicht, auch sein Nachbar, der Märker, bewegt kaum die Lippen; der

Oberdeutsche dagegen nimmt den Mund voll und redet lauter ungehobeltes Zeug; zumal über Ulrich Zwinglis filzichte feindselige Sprache kann er sich kaum beruhigen. Das ist die Kurzsichtigkeit des sprachlich Ungeschulten. Luther meinte gemeindeutsch zu schreiben, wenn er das ihm Geläufige schrieb, und seine großmächtigen Drucker, seine Setzer und Korrektoren machten dann aus der Schreibung seiner Manuskripte ihrerseits, was ihnen nach dem Brauch der Firma oder im Interesse des Absatzes geboten schien. Die lautliche Form der Wittenberger Bibelsprache wird kaum weniger Lufts Verdienst sein als Luthers. Luther hatte ja Fühlung mit seinen Druckern und vertrat gewisse Wünsche: er misbilligte die Buchstabenhäufungen der Kanzlei, die es fertig brachte, das Wörtchen „vnd" zu einem Ungeheuer „vnndtt' aufzuschwellen; er empfahl die orthographische Trennung gleichlautender Worte wie „Waise" und „Weise"; er liebte es nicht, wenn die mehrsilbigen und die einsilbigen Formen desselben Wortes allzu verschieden aussahen, wollte also nicht „Rat" (rota) neben dem Genetiv „Rades" haben; er beachtete auch gelegentlich die Dehnungszeichen und großen Anfangsbuchstaben. Aber im Ganzen ist es noch immer recht zweifelhaft, wie viel von der lautlichen Entwicklung, die Luthers Sprache vor unsern Augen durchmacht, auf ihn selbst oder seinen Drucker zurückgeht, dem er diese Äußerlichkeiten vertrauensvoll überließ. Und was war das Ergebnis? Ist Luthers Sprache denn wirklich unsere heutige Schriftsprache oder ihr auch nur durchschlagend ähnlich? Man darf sich natürlich an keine modernisierten Bibeltexte halten. Ich stelle ein paar Wortgruppen zur Veranschaulichung zusammen*): „Münchlin, du leugst; der Hirs schrei mit heischem Dohn in den Welden; die zweene Schuch sein beede zurißen; nu stracte er jhme [= sich] die Hand in den Bosem; das Wasser seudet; wir kundten das Fewr nit leschen; die unvorschampten Abtrinnigen wurfen Bech und

*) Die folgenden Beispiele sind, etwa im Lautstand der dreißiger Jahre, frei oder im Anschluß an Luthersche Stellen gebildet; sie häufen die Abweichungen vom heutigen Deutsch geflissentlich.

Schwebel in Turn und Quinger der belegerten Stad; bis frum und dapfer, gleube ohn Argwahn; die Brudere begonsten ein gut Erbeit zu thun, aber die angehabene Werg giengen nit furt und verturben ernach; nach dem Befelh der Öberkeit und der Borgermeister sollt du die unrugigen frömbden Buben schlahn, die Puckel mugen jhn mit hültzernen Rutten zublawen werden; ob nit ein yglich Man seinem Schüldigen vergebe sein Feil, so wirt Got zörnen und seine Gonst wegern."

Es bedurfte noch langer Zeit und bedeutender sprachlicher Wandlungen, ehe unsere einheitliche Schriftsprache erreicht war. Schon diejenigen Grammatiker des 16. Jahrhunderts, die sich zu Luther bekennen, wie Fabian Franck und der bis in katholische Lande wirkende Johann Clajus, gestatten sich Abweichungen von seinem Sprachgebrauch; Franck zumal läßt auch andern Mustern Spielraum. Und die weltliche Literatur des Reformationsjahrhunderts, Hans Sachs und Fischart, Erasmus Alberus und Jörg Wickram, haben auf den verehrten und bewunderten Gottesmann in ihrer Dichtersprache wenig Rücksicht genommen, schreiben und reimen vielmehr nürnbergisch und mainzisch, elsässisch und hessisch, wie das dem Brauch ihrer Heimat entsprach. Den Übergang der Niederdeutschen zur hochdeutschen Druckſprache hat Luthers sprachliches Vorbild beschleunigt: 1618 erschien das letzte niederdeutsche Gesangbuch, 1621 die letzte niederdeutsche Bibel, und auch auf den Kanzeln niederdeutscher Städte hatte die hochdeutsche Predigt damals bereits ihren Einzug gehalten. Aber damit vollendete sich wiederum nur ein Prozeß, den wir bis in das 12. Jahrhundert zurückverfolgen können; und gerade der gewichtigste deutsche Grammatiker des 17. Jahrhunderts, der Niedersachse Justus Schottel, wies ebenso auf die Reichssprache des westlichen Mitteldeutschland hin wie auf Luther. Umgekehrt haben die süddeutschen Katholiken des 18. Jahrhunderts dem obersächsischen Literaturdeutsch Gottscheds und Adelungs gerade darum Widerstand geleistet, weil ihnen an der meißnischen Sprache von Luther her der Geruch der Ketzerei haftete. Ruhige geschichtliche Betrachtung wird es vermeiden,

die überaus langwierige und vielseitig bedingte Entwicklung der neuhochdeutschen Schriftsprache an eine bestimmte Persönlichkeit, an ein einzelnes Ereignis zu knüpfen. Die Prager Kanzlei Karls IV. und seines Kanzlers Johann von Neumarkt, der belebte Verkehr der fürstlichen und reichsstädtischen Kanzleien im 15. Jahrhundert, Gutenbergs und Schöffers Mainzer Druckſprache und die sprachliche Gestalt der Reichstagsabschiede von Mainz, Worms und Speyer, die Sprache der schlesischen Poeten im 17., der Leipziger Literaten im 18. Jahrhundert, die westdeutsche Reichssprache, wie sie der junge Goethe lernte, die Sprache unserer Großen, der Klassiker und Romantiker, auch des Cottaschen Verlages, dies Alles und vieles Andere wirkte vor und nach Luther zusammen, um zur sprachlichen Einigung zu führen. Luthers Werk bedeutet da nur eine Stufe neben anderen: er siegte nicht durch das sprachlich Neue, das er etwa aufstellte, sondern gerade dadurch, daß er sich einer steigenden sprachlichen Bewegung anvertraute und sie durch sein Schaffen verstärkte. Darin liegt schon, daß seine sprachschöpferische Größe der Schriftsprache als kostbarer Gemeinbesitz zu Gute kam, ohne doch ihren Kern eigentümlich zu berühren.

Luther war eben kein Philologe, kein Sprachmeister. Nicht die sprachliche Einigung lag ihm am Herzen, der Einheit und Reinheit des Glaubens gehören alle seine Gedanken. Seine Herrschernatur setzt ihren praktischen Wirkungstrieb rückhaltlos an die religiöse Erziehung und Durchdringung, auch an die kirchliche Organisation. Wie sollten ihn da Laute und Worte kümmern? Die Theologie ist ihm der Inbegriff aller Wissenschaft und Kunst, „Kern der Nuß und Mark der Knochen“. Dank Luther erlebt die deutsche Kulturgeschichte noch einmal ein theologisches Jahrhundert, das von seinen vielfach reicheren und freieren weltlichen Vorgängern merkwürdig absticht. Etwas Mittelalterliches haftet an dieser theologischen Einseitigkeit. Die aufsteigende weltliche Literatur in lateinischer und namentlich auch in deutscher Sprache wird für Jahrzehnte zurückgedrängt, und als sich das Pflänzchen deutscher Dichtung dann wieder hervorwagt, da muß es sich

in die derbe Hülle des Grobianismus kleiden, wenn es nicht von dem zausenden Sturmwind der anhaltenden kirchlichen Kämpfe zerfetzt werden will, oder es muß sich bescheiden in den Dienst geistlichen und weltlichen Wissens stellen, den Inhalt der Bibel, der griechischen und römischen Autoren in Knittelversen und Meisterliedern anspruchslos vermitteln. Gerade die ästhetische Seite deutscher Kunst, die innere und äußere Form deutscher Dichtung hat unter Luthers Gleichgültigkeit gelitten, die jedes weltlich gerichtete Kunstideal mißachtete, wenn es nicht, wie etwa beim Schuldrama, für pädagogisch-christliche Zwecke verwendet werden konnte.

Und doch: gerade die großartige Einheitlichkeit des Lutherschen Schaffens war es, die seine Einseitigkeit überwand. Indem er der Werkheiligkeit, dem Mönchtum, der weltabgewandten Askese den Kampf ansagte, erhob er des wahren Christenmenschen ganzes Leben zum Gottesdienst. Nicht nur die Kirche, auch der Staat dient Gottes Willen, wenn er die rechten Wege geht; Nächstenliebe, Ehe und Kinderzucht, vor allem auch der treu erfüllte Beruf verklären sich zum Gott wohlgefälligen Werke. „Bete und arbeite!" Luther wußte wahrlich zu beten; aber auf Gebetswunder hat er nie vertraut; Gott hilft dem, der sich selbst zu helfen weiß. So hat Luther im Gegensatz zu dem ruhseligen Mittelalter, dem an dem Begriff und dem Worte „Arbeit" immer noch die letzten Reste des göttlichen Fluches haften, die gottgefällige Freudigkeit der Arbeit geheiligt. Er selbst, der Fleißigsten einer, hat damit einen neuen Grund gelegt zu dem rastlos arbeitsamen Deutschland, dem seine Arbeit ihr eigener bester Lohn und zuweilen fast Selbstzweck geworden ist. Wir fühlen auch die Kehrseite; aber derselbe Goethe, der an die Gefahren unbedingter Tätigkeit mahnt, hat doch seine tiefe Dankbarkeit gegen Luther in den Satz gefaßt: „Wir haben wieder den Mut, mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen". Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm: auch dies Wort des weltgereiften Faust, das sich dem Jenseitskult trotzig entgegenstemmt, wurzelt in dem Boden, den uns Luther bereitet hat.

Auch zu ihm sprach diese Welt mit tausend Stimmen. Den kranken, überarbeiteten Mann, der die Schäden seiner verquälten Mönchszeit an Körper und Geist nie ganz verwunden hat, durchströmte doch eine tiefe gesunde Lebensfreude, die er abermals als einen guten Gottesdienst pflegte. Liebe und ehre den Schöpfer in seinen Werken! Es ist teuflische Versuchung, die das arme Menschenkind in den Netzen der Traurigkeit zu fangen und zur Verzweiflung zu treiben sucht: das wußte er aus eigenster Erfahrung. So gab er sich mit ehrfürchtiger und inniger Liebe an die Heilkraft der schönen Natur hin, die ihn kein Teufelswerk dünkt, wie einst den Dichter der „Warnung". Er brauchte nicht die reicheren Naturreize, die ihm die Wartburg oder die Feste Coburg boten, um sich wohl zu fühlen: sein eignes Gärtchen, seine eignen Bäume und Blumen, die ihm alle so vertraut waren, der Sang seiner Vöglein, die er vor den Schlingen eines jagdlustigen Famulus in herzlicher Bittschrift rettet, das wärmt und erfrischt ihm das Herz. Und neben diesem Gärtchen stand sein Haus, das vielgeschmähte und doch so gesegnete, wo das Herz des einstigen Mönches in Weib und Kindern für Lebensfreude und Lebensernst den einfach köstlichen Inhalt fand; sein Haus, das berufen war, in nüchterner Gesundheit ein Vorbild der gottergebenen Heiterkeit zu werden, mit der christliche Eheleute alles irdische Leid gemeinsam tragen, aber auch alles irdischen Glückes gemeinsam sich dankbar erfreuen sollen. Er und seine liebe Rippe, die der gefürchtete Doktor gerne schalkhaft als seinen gestrengen Oberherrn verehrte, hielten ein offenes Haus, mit fröhlicher angeregter Gastlichkeit. Während die Malerei trotz den beiden Cranachs für Luther nicht allzuviel bedeutete — auch künstlerisch neigte er nicht zum Bilderdienst —, wird seine und damit seiner Kirche Lieblingskunst die edle Frau Musika. Er pflegt und empfiehlt sie schon darum, weil sie des Menschen Herz fröhlich macht. Wie oft hat er sich mit der Laute die Dämonen verscheucht, denen die Musik bitter verhaßt ist! So kommt sie ihm gleich nach der Theologie; und der alte Spruch, den man fälschlich an

Luthers Namen geknüpft hat, „Wer nicht liebt Weib, Wein und Gesang," entspricht wirklich der gesunden Sinnlichkeit des Reformators. Nur daß ihm der Wein nicht oft beschieden war und er auch beim Kruge Bier fröhlich zu sein liebte. Denn kräftig Essen und ein tüchtiger Trunk machen heiter, zumal in guter Gesellschaft, und sind darum dem Menschen anzuraten, selbst auf die Gefahr hin, daß es einmal des Guten ein wenig viel werde. Luthers kerniger Kraft war das Armutszeugnis der Abstinenz durchaus zuwider. Er schätzte die Freuden des bescheidenen Mahles, das er seinen Gästen bot, selber aufrichtig, war bei Tisch zum Scherz geneigt, fröhlichen Angesichts und vermochte in traulichem Kreise zu vergessen, was ihm seine Widersacher drohten. Immer reicher schwellen die Zeugnisse an, die wir über seine Tischgespräche haben. Auch dieses Wittenberger Haus ward eine Zuflucht zu innerer Aufrichtung für viele Deutsche, die es drängte, dem Führer ihres Volkes, ihrer Zeit ins Auge zu schauen: wir denken an die geheiligten Stätten zu Weimar und zu Friedrichsruh. Die urwüchsige Arbeits- und Lebenskraft des Bauernsohnes offenbart sich in diesen Gesprächen mit einer sorglosen Vertraulichkeit, vor der die Kritik verstummt. Das Widerspruchsvolle strömenden Lebens übt auch hier seinen Zauber aus. Derselbe Luther, der seines Freundes Philippus gelehrten Aberglauben, die Astrologie, teils scherzend, teils mit ungeduldigem Eifer bekämpft, ist auch darin ein Kind des Volkes, daß ihm selbst alles von Dämonen wimmelt; er kennt keine entgötterte Natur. Dem Horoskop des Kurfürsten würde er nicht trauen; wenn aber ein Regenbogen über dem Schloß steht und dann gar noch irgendwo in kursächsischen Landen ein Kind ohne Kopf geboren wird, was könnten diese Präsagia und Mirakul andres bedeuten, als daß des Kurfürsten Tod nahe bevorstehe? Seine eigenen visionären Begegnungen mit dem persönlichen Teufel standen ihm außer Zweifel: er hätte diesen ungeheuern Widersacher nicht entbehren mögen. Aber auch an Hexen, Zauberern, Kobolden hat er nicht gedeutelt. Und auch sonst war ihm Kopf, Sinn und Herz voll von Aberglauben, Bräuchen und

Sitten, von Späßen, Sprüchen und Reimen, von denen gerade die Tischgespräche ganze Füllhörner ausschütten. Auch das hat seine Schriften so volkstümlich gemacht: jedermann im Volke fühlte, daß da ein Mann zu ihm redete, den keine gelehrte Mauer abtrennte, der vielmehr mitlebte und mitkannte, was die Welt an Leid und Freude, an Arbeit und Festruhe bescherte. Noch gab es unter den Laien nicht die großen Bildungsunterschiede, die eine geistig reichere Zeit mit sich brachte; noch standen Edelmann und Bauer so ungefähr auf der gleichen Stufe; noch sprach Luther verständlich zu allen seinen lieben Deutschen, wenn er etlichen ins Herz zu treffen wußte.

Diese Durchschnittsbildung stand tief. Aber Luther hat schon durch seine Bibel einen bedeutenden und dauernden Aufstieg veranlaßt. War sie doch auf Jahrhunderte das vielgelesene Hausbuch, das den Horizont über die heimische Enge erweiterte, zugleich Stecken und Stab in den Tagen der Not. Mit zwingender Nötigung erwuchs aus dem Bibellesen die Pflege der Elementarschule, ja der Schulzwang, auf den schon der große Karl im Zusammenhang mit seinem Bekehrungseifer verfallen war. Erst die Kunst des Lesens eröffnet den Zugang zu den heiligen Büchern. Und mehr noch als der Volksunterricht kümmert Luther die höhere Schule, auf daß nicht geistige Teuerung eintrete: das Studium der alten Sprachen braucht jeder Geistliche, der sich am heiligen Original ein Urteil bilden will. Aber auch den formalen Wert dieser humanistischen Bildung verkennt Luther nicht; ihm ist die Sprache die Scheide, in der das Messer des Geistes steckt, der Schrein, darin man das Kleinod birgt, der Becher, der den köstlichen Trank faßt. Auf dieser wissenschaftlichen Grundlage ruht dann das deutsche Pfarrhaus, das an Luthers eignem Hause das gegebene Vorbild fand. So unheilvoll die mächtigen Hofprediger des 16. und 17. Jahrhunderts vielfach gewirkt haben, so unendlichen Segen hat das evangelische Pfarrhaus, diese reich sprudelnde Quelle geistiger Wohltaten, bis ins 19. Jahrhundert gespendet, geraume Zeit erfrischender als die Schule. Nicht umsonst waren

Lessing und Wieland Pfarrerssöhne; und wie lange blieb das katholische Deutschland hoffnungslos hinter dem immer stolzeren Aufstieg des protestantischen Geistes zurück! Für das Pfarrhaus hat Luther seine Kirchenpostille verfaßt, deren gründliche Auslegung in erster Linie dem Geistlichen den Gehalt seiner Predigten zubereiten sollte. Vom Pfarrhaus zumal strahlte die Lutherbibel ihre unerschöpfte Heilkraft aus. Wie veränderte sich seit Luther die deutsche Rede! Es kommen die Zeiten der Donner- und Machtworte, es kommt die süße Barocküppigkeit des Bisam-, Zucker-, Zibet- und Samtgeschmacks, es folgt die kanzleimäßig steife ceremoniöse Prosa des beginnenden 18. Jahrhunderts, die abstrakte kahle Nüchternheit der Aufklärung, die klare, aber verarmende Korrektheit Gottscheds und Adelungs. In allen diesen Nöten kam die Rettung immer wieder von der Lutherbibel; an ihr findet sich der Genius der deutschen Sprache immer wieder zu sich selbst zurück. Leibniz, dessen mühsame deutsche Prosa so wenig Eigenleben und Gestaltungskraft zeigt, bewunderte um so mehr die heroische Majestät der Lutherschen Bibel. Klopstocks Dichtersprache wäre ohne diese Fundgrube nicht zu denken: aus ihrem Reichtum schöpft er immer wieder neuen Antrieb zu dem erhabenen Aufschwung in seraphische Sphären. Für Goethe aber wird Luthers Bibel geradezu der Schlüssel zu unschuldiger Herzlichkeit, zu ursprünglicher Kraft; sie schenkt ihm den natürlichen Ausdruck für Festzeit und Alltag; sie wird ihm die Wünschelrute, die ihn verborgenes Gold unsrer Sprache aufspüren läßt und ihn in die Schatzkammern der volkstümlichen Rede geleitet. Dem Überreichen ist die biblische Sprache in Fleisch und Blut übergegangen; wußte er doch selbst kaum, ob er nicht ins Biblische falle, wenn er recht sinnkräftig, echt und innig sprechen will. Und was uns jene Bibel durch bald vier Jahrhunderte geleistet hat, das wird sie noch lange leisten müssen. Sie wird uns immer wieder vor matter Modernisierung, vor Entsinnlichung und Verzerrung unsrer Sprache behüten. Aber freilich, das kann sie nur, wenn sie möglichst unangetastet in Aller Händen bleibt. So kann man

den wohlmeinenden Erneuerungsversuchen, zu denen namentlich die Theologen neigen, nur immer wieder zurufen: Schonung für Luthers Bibel! Nehmt getrost ein paar veraltete oder undeutliche Stellen in den Kauf und helft da lieber mit sparsamer Erklärung nach! Aber vergreift euch nicht an der sprachlichen Kraft und Schöne, die nun einmal an die echte Luthersche Fassung gebunden ist und durch keine korrekte Deutlichkeit ersetzt werden kann. Sonst verschüttet ihr einen Jungbrunnen deutscher Sprache, deutschen Geistes!

Mehr als alle diese wundervollen Gaben Luthers bedeutet schließlich doch die Erziehung zum selbständigen, sittlich auf sich stehnden Menschen. Auch der Humanismus kannte dies Ziel: aber weltlicher Spieltrieb, geistiger Hochmut, kurzsichtige Selbstüberschätzung ließen ihn die Aufgabe zunächst zu seicht fassen, und mancher unter seinen Besten hat in der entscheidenden Stunde versagt. Der freie Christ Luthers bekennt sich zu seinem Gott: Gott spricht zu ihm durch die heilige Schrift, vor allem aber durch das Gewissen. Diese Führer können sehr hart sein: sie verlangen die Überwindung gerade des selbstischen Dünkels, die unbedingte Demütigung vor Gottes Willen; erst die Selbstaufgabe macht die innere Freiheit möglich. An dieser Stelle zumal trafen Humanismus und Luthertum mit aller Schärfe aufeinander. Die Versöhnung, die der Pietismus vorbereitete, hat uns dann Goethe in schöner Tiefe geschenkt: die Selbstvollendung des Entsagenden. Aber schon Luthers eigne Persönlichkeit bot der staunenden Welt einen schier unbegreiflichen Verein von zerknirschter Gottergebenheit und von eherner Kraft des Willens und der Tat, die sich nicht beirren ließ, die auch keine Kompromisse kennt: „mein Handel ist kein Mittelhandel". Mit Luther hebt sich die nationale deutsche Sittlichkeit vorbildlich heraus. Der große Mensch ergänzt seine Lehre durch sein Leben. Das Mittelalter erkennt der Kirche, dem Stand, der Familie, der Gesellschaft, dem Urteil der Weisen und den Büchern im Grunde die letzte Entscheidung über Meinungen und Taten des Einzelnen zu; sie sind ihm

die berufnen Richter der Sittlichkeit. Der neue Deutsche, dem Luther die Tür gebrochen hat, steht nur auf sich und seinem Gott, dessen letztes Wort ihm das eigne Gewissen kündet. Die innere Freiheit des echten Deutschen fürchtet sich nicht vor Zeitgeist, Mehrheit, Sitte, öffentlicher Meinung: er mag sie verachten, er mag sie beachten, sie können ihn nie vor sich selbst entlasten; das ist deutsche Freiheit. Aus dieser Wurzel ist allmählich jene freie Forschung erwachsen, auf der Deutschlands wissenschaftliche Führerrolle im 19. Jahrhundert beruht; aus dieser Wurzel stammen unsre Größten, die gerade dadurch groß sind, daß sie streng den eignen Weg gehen: Lessing und Kant, Goethe und Schiller, Friedrich der Große und Bismarck, Fichte und Wilhelm v. Humboldt, Sebastian Bach und Richard Wagner und Ludwig van Beethoven, er, der einzige Katholik in dieser Schar der Erlauchtesten. Aber auch er gehört in diesen Gedankengang. Denn jene deutsche Sittlichkeit hat seit dem 18. Jahrhundert die Konfessionsgrenzen überwunden. Geschah es auch nur in wundervollen Stunden höchster nationaler Erhebung, daß sich evangelische und katholische Deutsche einmütig im Lutherliede zusammenschlossen, in Wahrheit sind längst alle Deutschen von Luther erzogen. Die verhängnisvolle Kirchenspaltung, unter der wir so schwer gelitten haben und leiden, die aber mehr der Gegenreformation als Luther zur Last fällt, sie hat schließlich doch eine innere Festigung deutscher Art mit sich gebracht, die „aller Deutschen Sache" geworden ist. Wenn heute unsre innere, in der Persönlichkeit gipfelnde Kultur von der äußerlichen verwitternden gesellschaftlichen Zivilisation der Romanen und leider auch Angelsachsen, wie von der naiv trivialen Aufklärungsgläubigkeit Nord-Amerikas sich abhebt, hier und da etwas ungeschickt und ungefüge, aber überall voll jugendlicher Frische, so danken wir das auch Luther. Durch ihn zumal wissen wir, für welche unschätzbaren geistigen Güter wir heute kämpfen. Die innere Freiheit, zu der uns Luther zu bilden begann, hat ihren schlimmsten Widersacher schon lange nicht mehr im Papsttum; die demokratische Gleichmacherei, die sich moderner Bildungs- und Erregungsmittel, der Schule,

der Presse, der Parlamente, sehr geschickt zu bedienen weiß, um ihre rückständigen Aufklärungsideale zu verbreiten, droht der echten deutschen Freiheit weit ernstere Gefahren, und es ist nur folgerichtig, wenn unsre Gegner uns durch die ansteckenden Kräfte dieses Geistes im Innersten zu schwächen hoffen. Nur wenn es dem deutschen Volke gelingt, auf diese Verlockungen die Antwort „ohne Hörner und Mantel" zu geben, sind wir würdig und berufen, die Pfeiler einer neuen Welt zu werden, die jene im Grunde veraltete Zivilisation und Nivellierung im Zeichen der freien Persönlichkeit überwindet, wie wir sie durch Luther, durch unsre Klassiker und Romantiker erworben haben. Den Deutschen hat dieser furchtbare Krieg in einer über alle Erwartung harten Schule gelehrt, ganz auf sich selbst zu stehn. Jeder deutsche Soldat, der draußen in zäher Treue seine Pflicht erfüllt, weiß, was es heißt, nur Gott und seinem Gewissen gehorchen. Möge in ihm auch die sittliche Selbständigkeit erstarken, die das politische Leben des Friedens mehr denn je verlangen wird! Luther hat uns auch dafür aus eigenem Erleben das wundervolle Losungswort geschaffen, jenes Wort, das er zu Worms, in der Stunde schwerster Entscheidung und größter persönlicher Gefahr, vielleicht nicht wörtlich so sprach, aber unzweifelhaft wörtlich so meinte: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders; Gott helfe mir! Amen." Das Fruchtbare dieses Wortes liegt darin, daß es für den Deutschen nichts ausnahmsweise Heroisches, sondern eine schlichte und selbstverständliche sittliche Forderung bedeutet, zu der das theatralische Pathos gar nicht paßt, mit dem unsre Lutherstandbilder jenen Wormser Augenblick zu verkörpern lieben. Ob klein oder groß, das weiß nur Gott: wir sollen jeder Pflicht so dienen, wie es die göttliche Stimme in uns gebietet. Das ist die stärkste Wurzel deutscher Kraft, auch in diesem Kriege. Ein Holzschnitt aus der Zeit um 1520 stellt Luther dar, wie er mit gewaltiger Keule Papisten und Scholastiker niederschlägt: „Hercules Germanicus" lautet die deutende Inschrift. Mag sein, daß das derbe Bild von einem Humanisten des Erasmischen Kreises spöttisch entworfen ist: seitdem haben Jahr-

hunderte erwiesen, daß in dem Scherz prophetische Wahrheit lebte. Von Luthers herkulischer Kraft rinnt ein köstliches Erbe durch die Adern des ganzen deutschen Volkes. Bleiben wir ihm getreu in Gottesfurcht und Demut, in Tapferkeit und kraftvollem willensstarkem Glauben an unsre göttliche Aufgabe!

„Das Reich muß uns doch bleiben!“

Druck von Poeschel & Trepte in Leipzig.



